Ueber den

Zusammenhang der christlichen Kunst mit der antiken.

(Erster Teil der von der philosophischen Fakultät der k. Universität Würzburg gekrönten Preisschrift.)

Inaugural-Abhandlung

zur

Erlangung der Doctorwürde

bei der

philosophischen Facultät der k. Universität Würzburg

von

Hans Reidelbach.

München.
1881.
Druck von J. Krämer, Thal Nr. 12.

Ueber den

Zusammenhang der christlichen Kunst mit der antiken.

(Erster Teil der von der philosophischen Fakultät der k. Universität Würzburg gekrönten Preisschrift.)

Inaugural-Abhandlung

zur

Erlangung der Doctorwürde

bei der

philosophischen Facultät der k. Universität Würzburg

von

Hans Reidelbach.

München.
1881.
Druck von J. Krämer, Thal Nr. 12.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41549807_0191

Meinem hochverehrten Lehrer

Herrn

k. b. Hofrat und o. ö. Professor der klass. Philologie und Aesthetik an der k. Universität Würzburg

Dr. Carl Ludwig von Urlichs

Ritter des Verdienstordens der bayer. Krone und vom hl. Michael, des preuss. roten Adlerordens IV. Kl., Mitglied des obersten Schulrates, ordentl. Mitglied der k. b. Akademie der Wissenschaften, des kaiserl. deutschen archäologischen Instituts zu Rom und seines Zweigvereins zu Athen, mehrerer deutschen und ausländischen gelehrten Gesellschaften &c.

in tiefster Verehrung und Dankbarkeit gewidmet.

Motto:

Was den einigen Gott nun ehrt, Altar und Geräte
Schmückte zu anderem Dienst einst der Olympier Haus.

Einleitung.

„Alle Religionen nähren die Kunst", schrieb der berühmte Bildhauer Canova an Napoleon I. „aber keine in dem Maasse als die unsrige". Und in der That finden wir diese Worte vollauf bestätigt, wenn wir die Kunstthätigkeit der heidnischen und christlichen Religion mit einander vergleichen. Die zahlreichen und kolossalen Tempel, die riesigen Götterbilder der Aegypter, Babylonier, Meder, Perser, Inder und Mexikaner beweisen uns zur Genüge, wie sehr die bildenden Künste im Dienste ihrer Religionen standen. In einem noch höheren Grade sehen wir dies bei den Griechen. Nur die höchsten und heiligsten Ideen erhalten bei ihnen das Recht künstlerischer Gestaltung. Es ist deshalb nur zunächst der Tempel, an dem sich die höhere Kunstform der Architektur entwickelt, alle andern profanen, dem Staate oder dem Privatmanne dienenden Gebäude entlehnen ihren Styl, ihre künstlerische Entwicklung dem Tempelbau.

Die reiche sprudelnde Phantasie der griechischen Dichter schuf eine ganze Schaar von Göttern und Göttinnen, zu der sich eine grosse Anzahl von Halbgöttern gesellte. Allen diesen einzelnen Gottheiten zu Ehren entstanden zahlreiche Tempel, die in der strengen Gebundenheit und in der fest bestimmten Gesetzmässigkeit des dorischen Styles, in dem milden, freien, weichen Systeme des jonischen, in der spielenden Grazie des korynthischen Styles eine herrliche Abwechslung schönster architektonischer Formen uns vorführen.

Wie aus dem Tempelbau sich die ganze hellenische Architektur entwickelte, so ging auch vom Götterbilde die ganze Plastik dieses kunstsinnigen Volkes aus. Homer hatte in seinen unsterblichen Gesängen die Götter in vollendeter Menschengestalt

und in scharfer Individualität ins handelnde Leben eingeführt, ihre Thaten und Schicksale besungen, ihre siegreichen Kämpfe und edlen Eigenschaften gepriesen, sie handelnd und leidend, gnädig oder zürnend als ideale Vertreter höchster menschlicher Eigenschaften dargestellt. Hatte der Orient seltsame, unheimlich schreckhafte Anschauungen, phantastische und barocke Sagen seinen Göttermythen untergelegt und die Gestalten seiner Götter nur durch phantastische, ins Monströse verzerrte Missbildung mit widriger Häufung oder Vermischung menschlicher und tierischer Glieder der Anschauung des unfreien Volkes zu nähern gewusst, so fällt in den klaren, einfachen, menschlich schönen Mythen der Griechen alles Unklare und Verworrene fort, und der freie Helene leiht seinen Göttern die eigenen Züge, das eigene Bild. Die höchsten Anschauungen des Schönen, Würdigen und Erhabenen sucht die reiche Phantasie des griechischen Künstlers für seine Götter zu verwerten und aus seiner kunstbegabten Hand geht eine herrliche Reihe idealer Göttertypen hervor, in denen alle schönen Seiten des menschlichen Charakters und Körpers in unvergleichlicher Schönheit und Wahrheit dargestellt sind.

Wir sehen den Ausdruck höchster erleuchteter Herrschermacht im Zeus, der erhabenen mit Schönheit gepaarten Frauenwürde in der Hera, des kraftvollen Heldentums im Herkules, der vollendeten, reizenden Frauenschönheit in der Aphrodite, der edlen, massvollen Weisheit in der Athene, der jungfräulichen Rüstigkeit und Strenge in der Artemis, der schlauen Gewandtheit und Verschlagenheit im Hermes, der schönen, jugendlichen, geisterfüllten Mannheit freierer und sinnlicherer Art in Appollo und Bacchus und wiederum andere Charaktere in anderen Gestalten in unübertroffener Mustergültigkeit dargestellt. So ist es überall eine verklärte, idealiesirte menschliche Natur, die in wundervollster Abwechslung und in grossen mächtigen Zügen aus den Gebilden griechischer Plastik hervortritt.

Wie bei der Plastik, so bildete auch bei der Malerei zunächst und vor Allem der Göttermythus und die Heroensage den Inhalt der Darstellungen, in gleichem Maasse waren Poesie und Tonkunst der Religion dienstbar.

Von den Griechen ererbten die Römer ihre Götter und ihre Kunst. Wie dort so stand auch hier die Kunst vorzugsweise im

Dienste der Religion, welche in der letzten Zeit ihres Bestehens den Cyklus ihrer Götter durch Aufnahme von Gottheiten der unterworfenen Völker noch bedeutend erweiterte und ihnen in den zahlreichen Städten des weiten Weltreiches zahllose Tempel und Heiligtümer errichtete.

Und doch hat keine einzige dieser heidnischen Religionen die Kunst so ausschliesslich und in so hohem Grade für sich in Anspruch genommen als die christliche. Denn mit der eigentlich religiösen Kunstrichtung des Christentums paart sich gewissermassen auch die historische, was im Heidentume nicht der Fall sein konnte. Während die Götter des Olymps nur gedacht waren, nur in der Phantasie der Griechen und Römer existierten, ist der Stifter der christlichen Religion wirklich in schöner Menschengestalt auf Erden erschienen. Seine Geburt und die dieselbe begleitenden wunderbaren Ereignisse, sein Auftreten in Judäa, seine Wunder, sein Leiden und Sterben, seine Auferstehung und Himmelfahrt — bieten sie nicht eine unerschöpfliche Quelle zu künstlerischen Darstellungen? Ihn umgab ein Kreis der edelsten Jünger, Männer, vom bejahrten Petrus bis zum jugendlichen Johannes, von der Mutter Maria an, der nach dem frommen Glauben der Kirche die Mutterwürde zu Teil wurde, ohne den heiligen Adel der Jungfrau zu opfern, bis zur Magdalena, der tiefgefallenen Sünderin, die durch Reue und Busse wieder zu sittlicher und leiblicher Schönheit erblühte.

Selbst in die Vorzeit, in die Geschichte des alten Testamentes greift die christliche Kunst zurück.

Sie umschliesst den reichen epischen Gehalt von der Erschaffung der Welt, vom ersten Menschenpaare, dessen Sündenfalle, von den Patriarchen, Richtern, Königen und Propheten, die mit begeistertem Seherauge den Messias voraus verkündigten.

Aber auch gegen die Zukunft ist dieser heilige Cyklus nicht abgeschlossen. Derselbe Opfermut, dieselbe Glaubensstärke, mit der Christus freudig dem Tode entgegen ging, hat nach ihm unzählige Märtyrer und Heilige im Kampfe gegen alle Verlockungen der Erde die Siegeskrone erringen lassen.

Uebertrifft die christliche Religion die heidnische bei weitem an Stoff zu künstlerischen Darstellungen, so überragt sie dieselbe nicht minder an Kräften, um diesen Stoff künstlerisch zu ver-

werten. Während im Altertum jedes Volk mit seinen besonderen Göttern und ebenso auch mit seiner besonderen Kunst isoliert dem andern gegenüber stand, hebt das Christentum diese Trennung auf und nimmt die Kunstthätigkeit fast aller kultivierten Völker der Erde in seinen Dienst. In allen Zweigen der bildenden Kunst bringt die christliche Religion Grosses und Herrliches hervor, was an Grösse der Ausdehnung und des Reichtums von keinem heidnischen Volke übertroffen, an Vollkommenheit der Ausführung nur von den Griechen überboten werden konnte.

Von dieser so hoch entwickelten christlichen Kunst, und zwar diesmal nur von einem Teile derselben, der Architektur, den Ursprung nachzuweisen, zu zeigen, auf welche Weise und in welcher Ausdehnung sie sich aus der antiken Kunst entwickelt hat, wird die Aufgabe folgender Abhandlung sein.

Historische Uebersicht.

Nachdem die alten Culturvölker des Orients ihre Blüten gezeitigt und ihren Kreislauf vollendet hatten, nachdem Alexanders des Grossen jugendlichem Haupte die Krone entsunken, kam die Herrschaft der Welt an die Stadt der sieben Hügel, wo eine jugendliche Volkskraft emporsprosste, bestimmt und berufen, den ganzen damals bekannten Erdkreis sich dienstbar zu machen. Im Westen lichtete Rom die dichten Wälder der Barbarei und Roheit und streute den Samen der Cultur und Gesittung in den jungfräulichen Boden, im Osten räumte es den tausendjährigen Schutt zusammengebrochener und vermoderter Reiche auf und brachte Ordnung in das Chaos der Verwüstung und Entartung zurück. Römisches Gesetz, römisches Leben und römische Cultur, verklärt, verschönt und durchgeistigt von griechischer Bildung und Kunst, durchdrang das unermessliche Gebiet vom schottischen Wall bis zu den Katarakten des Nil, von den Säulen des Herkules bis zu den Ufern des Euphrat.

Trotz seiner grossen Ausdehnung, trotz der zahlreichen Völker, aus denen es sich zusammensetzte, stand der Bau des Reiches mächtig und fest, als wäre er auf eine ewige Dauer berechnet. Siegreich überwand Rom alle Gefahren, die ihm drohten, trotzte allen Schlägen, die nach seiner Weltherrschaft geführt wurden, überdauerte alle Wechselfälle des Glückes, erstand von allen Niederlagen, die Feindeshand, Empörung und widrige Elemente ihm beibrachten, in erneuter, erstarkter Grösse. Als aber die Fundamente, auf denen das römische Reich erbaut war, nachgaben, als die altrömischen Bürgertugenden: die Einfachheit der Sitte und der Lebensweise, die aufopfernde Vaterlandsliebe, die zähe und ausdauernde Tapferkeit und der fromme Glaube an die

alten Götter schwanden, da senkte sich der Keim des Verderbens in den Kelch seiner Blüte, als diese am herrlichsten entfaltet war, und es ging unaufhaltsam seiner Auflösung entgegen. Diese Auflösung wurde noch beschleunigt durch den Eintritt einer neuen Religion, welche der grossen Vielgötterei des Heidentums die göttliche Einheit entgegenstellte und den Armen und Unfreien, den Sklaven und Freigelassenen die ihnen von dem Heidentume versagten Menschenrechte zurückgab und durch die Lehre von der Freiheit und brüderlichen Gemeinschaft Aller diesen Menschen eine würdige Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft anwies. Obgleich das Heidentum mit allem seinem Rüstzeug ins Feld rückte, um den langsamen Siegeszug des unheimlichen christlichen Gegners zu hemmen, ja selbst zu blutigen Verfolgungen seine Zuflucht nahm, ging doch das Christentum endlich siegreich aus dem Kampfe mit dem mächtigen heidnischen Gegner hervor.

Freilich war dieser Sieg kein leichter und rascher, nicht mit einem Schlage liess sich die heidnische Welt in eine christliche umwandeln, vielmehr mussten vier Jahrhunderte vorübergehen, bevor das Christentum sich so ganz seines Sieges erfreuen konnte. Während dieser ganzen Periode des Kampfes und noch weit über dieselbe hinaus bewahrten Staat, Sitten, Anschauungen, Cultur, ja das ganze Leben noch ein völlig antikes Gepräge. Es kann daher nicht wundern, wenn die Christen, selbst von ihrer religiösen Anschauung nicht ganz abgesehen, von römisch heidnischen Einflüssen durchdrungen sind. Selbst Constantin der Grosse, den man als entscheidenden Grenzstein der heidnischen und christlichen Aera betrachtet, ist ein sprechendes Beispiel von dieser Mischung des Christentums mit heidnischen Elementen. Er ist derselbe Kaiser, der mit der Kreuzesfahne seinen Gegner besiegte, und dessen Sieg auf seinem Triumphbogen dem höchsten und besten Jupiter zugeschrieben wird, dessen Münzen bis zu seinem Tode heidnische Symbole tragen, dessen Bildnis mit der Göttin Tyche in der Hand noch nach seinem Tode von seinen Nachfolgern bei bestimmten Festen verehrt werden musste.

Während er selbst christliche Predigten hält, zahlreiche christliche Priester in seine Umgebung zieht, und mit seiner frommen Mutter überall prächtige Kirchen erbauen lässt, verschiebt

er selbst seine eigene Taufe bis ans Lebensende, zieht heidnische Philosophen an seinen Hof, gewährt heidnischen Priestern in Afrika Erleichterungen, besetzt die ersten Stellen des Reiches mit Heiden, erbaut in Constantinopel heidnischen Göttern, den Dioskuren und der Tyche, Tempel und lässt die Einweihung seiner neuen Residenz mit heidnischen Geheimbräuchen feiern (Burkhardt, die Zeit Constantins des Grossen 1880). Diese vermittelnde und ausgleichende Stellung zwischen den beiden Religionen mag immerhin von Constantins bedeutender Staatsweisheit zeugen, sie liegt aber auch im Charakter der ganzen damaligen Zeit begründet.

Wie konnte man erwarten, dass Leute, die aus dem Heidentum hervorgegangen, mit ihm emporgewachsen und gross geworden waren, plötzlich nach der Taufe von ihrer ganzen früheren Lebensweise, von ihren bisherigen Sitten und Gewohnheiten lassen sollten! Das Christentum veränderte nur ihre religiösen Anschauungen, in allem aber, was nicht gerade unmittelbar mit der Religion zusammenhing, in ihrem Leben, in Kleidung, Sitte, Sprache, Gewohnheit blieben sie eben die alten Römer. Und wie stark die Macht der hergebrachten Gewohnheit war, das zeigt die Thatsache, dass selbst der christliche Cultus, der doch schon von vornherein um seiner selbstwillen in einen heftigen Antagonismus zum heidnischen Cultus treten musste, sich nicht frei von heidnischen Einwirkungen halten konnte. So fand der Weihwasserkessel in der Vorhalle des antiken Tempels, sowie der Sprengwedel, mit dem die Tempelwände benetzt wurden, in der christlichen Kirche Eingang. So wurden die ewig brennenden Lampen und Kerzen aus dem antiken Tempel in die christliche Kirche herübergenommen, so der Weihrauch, der auch schon im Altertume von präministrierenden Knaben gehalten wurde. Auf heidnische Vorbilder lassen sich ferner die Prozessionen, das Kirchweihfest, die Instrumentalmusik, der Gebrauch von Bildern und Statuen in den Kirchen zurückführen, der Umwandlung heidnischer Festtage in christliche gar nicht zu gedenken. Selbst die Lage der christlichen Kirchen mit ihrem Chor nach Westen schloss sich in den ersten Jahrhunderten genau der Orientierung der heidnischen Tempel an. (Weingärtner, Ursprung und Entwicklung des christlichen Kirchengebäudes S. 58).

Noch inniger schliesst sich der christliche Begräbniskultus an den heidnischen an. (Boldetti, Osserv. 495; Raoul-Rochette troisième mèmoire sur les antiquitès chretiennes 198). Wie die Griechen, Etrusker und Römer dem teuren Verstorbenen alles mit in's Grab gaben, was ihm im Leben lieb und wert gewesen, was zum Bedürfnis und zur Zierde dem Lebenden gedient, so behielten auch die ersten Christen, diese schöne pietätvolle Gewohnheit des Altertums bei, indem auch sie den Toten nicht ohne die gewohnte Umgebung von anmutigen und geliebten Gegenständen liessen. Und so finden wir denn in den christlichen Katakombengräbern ganz die gleichen Gegenstände, die auch in den Gräbern der Etrusker und Römer sich vorfinden: Kinderspielzeug, Würfel, Sparbüchsen, Schellen, Puppen und Toilettegegenstände in den Gräbern von Kindern; Amulette, kostbares Geschmeide, Lampen, Handwerkszeug, Schreibtafeln, Messer, golddurchwirkte Gewänder, Metallspiegel, kostbare Bijouterien, Hals- und Armbänder, Parfümbüchsen, Agraffen, Brochen, Haarnadeln und Kämme, ja selbst Perücken, Talismane und Marken in den Gräbern von den Erwachsenen. Ja selbst die im Heidentume so verbreitete Sitte, dem Toten als Fahrgeld für den Charon die Münze mit ins Grab zu geben, findet sich bei den Christen wieder und hat sich bis in die letzten Jahrhunderte in Deutschland und Frankreich erhalten (Seyfert, commentat. de nummis in orc defunctorum repertis; Martin, religion des Gaulois lit. V. c. 7).

Wenn ich ausserdem noch beifüge, dass im Anschluss an die Sitte des Heidentums auch bei den christlichen Begräbnissen grosse Totenschmäuse abgehalten wurden, dass die Beleuchtung der Gräber am christlichen Allerseelentage als eine direkte Nachahmung des antiken Allerseelenfestes zu betrachten ist, dass ferner der in der unmittelbaren Nähe des Grabmals der Constantia gelegene Circus nach Weinberger (Ursprung und Entwicklung des christlichen Kirchengebäudes S. 67), zur Annahme berechtigt, es möchten selbst heidnische Spiele bei der Leichenfeier sich eine Zeitlang forterhalten haben, so dürfte zur Genüge nachgewiesen sein, dass der christliche Begräbniskultus in mehr als einer Beziehung von heidnischen Einflüssen durchdrungen erscheint.

Ebenso ist die Amtskleidung der Bischöfe und Priester der Antike entlehnt. Die Bischöfe nahmen als Amtszeichen das Omo

phorion, die Schulterschärpe der römischen Consuln, den Fingerring und die weissen goldgestickten Schuhe an. Gemeinsam haben Bischöfe und Priester die weisse, über die Hüfte gegürtete römische Tunika und über dieser den antiken Mantel, der die Arme bedeckend oben am Halse mit einer mächtigen Spange zusammengehalten wurde. Ueber diesen Mantel wurde die Schulterbinde wie der Clavus der Consuln um den Nacken geschlungen.[1]) Auch die Kapuze der Mönche und ihre Sandalen sind der Antike entnommen (Eye, Atlas der Culturgeschichte Taf. 24). Selbst den Bischofsstab will Weingärtner auf den lituus der Auguren zurückführen (Weingärtner l. S. 62). Konnte somit der mit der christlichen Religion wesentlich verbundene und dem Heidentume feindselige Kultus und Clerus sich nicht ganz den heidnischen Einflüssen entziehen, um wie viel mehr musste dies bei der Kunst der Fall sein, die sich nie aus dem Stegreife neu schaffen lässt, die stets an eine allmähliche, sich langsam vollziehende Entwicklung gebunden ist.

In antiken Schulen hatten christliche Künstler ihre Ausbildung erhalten, die ganze Form, Wesen und Inhalt ihres Wissens und Könnens entsprach dem Geiste der Antike, denn das Christentum hatte zwar ihre religiösen Anschauungen, nicht aber auch ihre Ohren und Augen, ihr technisches Können und Vermögen geändert. Wie die ausführenden Künstler, so waren auch ihre Auftraggeber aus dem Heidentume hervorgegangen. Constantin und seine Mutter Helena, die Hauptförderer des christlichen Kirchenbaues, sind beide aus dem Schoosse des Heidentums emporgewachsen, Ersterer sogar erst kurz vor seinem Tode aus demselben herausgetreten. Auch Paulinus von Nola, dieser eifrige Kirchenstifter, stammte aus einer altheidnischen Senatorenfamilie, war als Staatsmann mit heidnischer Poesie und Kunst gleich vertraut und liess sich erst im Mannesalter taufen.

Es kann somit durchaus nicht wundern, dass die christliche Kunst in den Händen getaufter Heiden den Charakter der antiken annahm.

Alle diese vorgeführten Umstände, in ein Ganzes zusammengefasst, überzeugen uns, von welch' bedeutendem Einflusse das

1) Gruber und Ersch, Encyclopädie, der byzantinische Styl von Unger. I. Sect. 291 ff.

römisch-griechische Heidentum auf die Cultur und den Cultus des im Schoosse der Antike aufgewachsenen Christentums gewesen ist, und wie nichts natürlicher ist, als dass auch die altchristliche Architektur sich aus der Antike entwickelt hat.

Grabdenkmäler.

Ich habe bereits oben darauf hingewiesen, dass der christliche Begräbniscultus in mehr als einer Beziehung von heidnischen Einflüssen durchdrungen erscheint; es kann somit auch nicht befremden, dass die ersten Christen auch bei Anlage ihrer Grabstätten sich die antiken Grabanlagen zum Muster nahmen.

Das Begraben der Toten, im Gegensatz zum Verbrennen, ist eine bei den meisten alten Völkern vorkommende Sitte. Nicht nur die Israeliten begruben ihre Toten, auch die grossen Nekropolen Aegyptens und Persiens, die zahlreichen Grabdenkmäler in Griechenland und auf den griechischen Inseln, in Kleinasien, Syrien und dem peträischen Arabien, auf der Nordküste von Afrika, in Cyrenaika und Marmorika bezeugen die weitverbreitete Sitte der Beerdigung. Demselben Gebrauche begegnen wir auch bei den griechischen Colonien, den Etruskern und Römern in Italien. Erst mit der Zeit des erhöhten Wohlstandes und des verfeinerten Luxus ging bei den Römern die alte Sitte des Begrabens in die des kostbareren Verbrennens der Toten über, und ausser bei Beerdigung der Kinder bis zum 7. Jahre und der vom Blitz erschlagenen Personen blieb man nur noch in einzelnen Familien, wie beispielsweise in der Familie der Scipionen und Nasonen dem alten Gebrauche treu.

Die Christen adoptierten nun, wahrscheinlich nach jüdischem Vorgange und insbesondere nach dem Beispiele Christi, die uralte Sitte des Begrabens und folgten in Anlage, Struktur und Ausstattung ihrer Grabkammern aufs genaueste den antiken Vorbildern, ja von den Katakomben zu Neapel und zu Syrakus nimmt man mit Recht an, dass sie ursprünglich von Heiden angelegt, bei der Einführung der Verbrennung aber wieder aufgegeben und dann später von den Christen als Grabstätten benützt wurden.

(Hirt. Gesch. der Bauk. B. II, S. 88 und Bellermann: Ueber die ältest. christl. Begräbnisstätten S. 102). Die Katakomben in Rom dagegen wurden von den Christen eigens in körnigen Tuffstein angelegt und bestehen aus einem weitverbreiteten Systeme labyrinthisch verschlungener Gänge, die durchgehends so eng und schmal sind, dass sie kaum ein Ausweichen gestatten. Zu beiden Seiten der Gänge befinden sich wagrechte, längliche, in den Tuffstein gebrochene Oeffnungen, loculi genannt, für Aufnahme der Leichen, die parallel mit den Gängen zu liegen kamen, oder sie sind so in die Tiefe der Wand hineingehöhlt, dass die Leichen mit den Füssen gegen den Gang gekehrt liegen, und heissen dann Schiebgräber. Bisweilen wurden solche Gänge erweitert und regelmässig angelegt, so dass grössere Grabkammern ausgezeichneter Personen und Märtyrer, oder kleinere Kapellen für kirchliche Versammlungen und Cultushandlungen sich ergaben. Diese bevorzugten Räume, cubicula genannnt, haben meistens eine kreuzförmige Gestalt, indem der quadratische Raum sich nach drei Seiten zu Nischen erweitert, die sarkophagartige, aus dem Felsen gearbeitete Leichenbehälter enthielten und entweder nach oben geradlinig (sepolcri a mensa) oder rundbogig geschlossen waren (arcosolien). Bisweilen haben die Cubicula auch runde oder polygone Gestalt, um die sich radienförmig in die Felsen vertiefte Grabnischen gruppieren und sind dann mit einem Kuppelgewölbe nach oben geschlossen, in dessen Scheitel sich eine Licht- und Luftöffnung zu befinden pflegt. (Perret, les catacombes de Rome; Rossi, Roma sotterranea; Marchi, monumenti primitivi delle arti christiane).

Eine völlig verwandte Anlage der oben geschilderten schmalen und labyrintisch verschlungenen Gänge mit seitlicher Grabnische, mit kreuzförmigen, runden oder polygonen Grabkammern, deren Nischen rundbogig oder wagrecht geschlossen sind, finden wir in den heidnischen Katakomben von Syrakus vor, die schon im 4. Jahrhundert vor Christus angelegt sein mögen. (Boldetti l. c. pag. 639 und Wilkins, antiquities of Magna Graccia pag. 50). Ganz die gleiche Anlage und Struktur der Grabkammern fanden wir in den wohlerhaltenen Katakomben Neapels, deren grossartiger und planvoller Bau uns nötigt, ihre Anlage weit über die christliche Zeit hinaus in eine Epoche zu

verlegen, wo ein solches Werk nicht versteckt und von wenigen verfolgten Christen, sondern von einer grossen, freien und an Hilfsmitteln reichen Bevölkerung ausgeführt werden konnte.

Aehnliche antike Nekropolen befinden sich in dem merkwürdigen Gräberthale von Ispica in Sizilien. Auch hier sind enge, mannshohe Gänge mit seitlichen loculi, kreuzförmigen Grabkammern und arcosolien angelegt. An der ganzen Ost- und Südküste Siziliens endlich ist kaum eine bedeutende Strasse, an deren steilen Rändern man nicht antike Gräberkammern entdeckte, die in ihrer Struktur genau so angelegt sind, wie die christlichen Grabkammern.[1]) Diese Gräber sind jedoch alle aufgerissen, Habgier, die hier Schätze suchte, hat selbst die im Tote Schlafenden nicht geschont, und alle Verzierung ist durch den Zahn der Zeit und die Macht der Elemente zerstört worden. Kein Bild, keine Inschrift ist mehr zu entdecken. Um so besser sind die christlichen Katakomben Roms und Neapels erhalten; sie zeigen in ihrer Ausstattung mit Stuck und Malerei ein getreues Abbild der antiken Grabkammern. Man vergleiche die wichtigen Grabkammern der Nasonen (Bartoli, le pitture antiche del sepolcro de Nasoni), die Dekoration in der Pyramide des Cestius (Lenorment, les Catacombes) mit den schönsten von Perret, Rossi und Bellermann publizierten christlichen Katakombengrabkammern und man wird eine auffallende Aehnlichkeit in der Einteilung des Raumes, in der Behandlung der Farben, dem Styl der Darstellung und in der Art der Zeichnung zwischen den christlichen und heidnischen Gemälden vorfinden.

„Die ältesten Christen", schreibt Burgon in seinen Letters from Rome, „schmückten ihre unterirdischen Grabstätten mit Gemälden, nicht, weil der Geist des Christentums eine derartige Illustration der Gegenstände des Glaubens mit sich brachte, sondern weil es heidnische Sitte war, die Toten in solcher Weise zu ehren." Auch sagt derselbe Gelehrte, man könne im ersten Augenblicke beim Eintritt in die Katakomben Roms zweifeln, ob man einem heidnischen oder christlichen Monumente gegenübersteht. Denn da hat man dieselbe Raumverteilung und Decorationsweise, dieselben fabelhaften Tiergestalten, dieselben an-

1) Bellermann, l. c. pag. 103.

mutigen Bogenlinien, Laubwerk, Blumen und Früchte mit Vögeln, ganz wie in den heidnischen Gräbern.

Dem von manchen Kunstschriftstellern hervorgehobenen Unterschiede zwischen christlichen und antiken Gräbern, der darin bestehen soll, dass die heidnischen Gräber, im Gegensatze zu den christlichen, nicht mit Platten geschlossen worden seien, muss ich widersprechen. Houël in seiner voyage pittoresque dans les îles de Sicile Pl. 44 zeigt ein antikes kreuzförmiges Grabmal, dessen zahlreiche loculi sämmtlich ganz wie bei den christlichen Gräbern mit Platten geschlossen waren. Ebenso sind die Schiebgräber in dem antiken Mausoleum des Jamblichus in Syrien mit reichskulpierten Platten geschlossen gewesen. (Cassas, voyage pittoresque en Syrie taf. 105—118).

Die vollständige Umwälzung, welche der Schutz Constantins im 4. Jahrhundert für die gesellschaftliche und politische Lage der Christen herbeiführte, bezeichnet auch einen neuen Abschnitt in der Geschichte der christlichen Gräberarchitektur Man legte nunmehr die Gräber nicht mehr im Schoosse der Erde an, wo oft die Launenhaftigkeit der geologischen Formation, die unsymetrische Gestaltung des Bodens mit allen ihren Seltsamkeiten so bedingend eingriffen, dass an eine organische Consequenz der Anlage nicht wohl zu denken war, sondern man trat mit ihnen an das freie Licht der Sonne und baute freistehende Grabtempel, die in der Form des Grundplans und Aufrisses, in dem dekorativen und formalen Detail sich aufs innigste an die freistehenden antiken Grabdenkmäler anschliessen.

Schon die Römer hatten die kreuzförmige und runde Planform nicht nur auf ihre unterirdischen Grabkammern beschränkt, sondern auch in freistehenden Grabdenkmälern zum Ausdruck gebracht. Nicht selten tritt die Kreuzesform im Innern von Rundbauten auf; Beispiele dieser Art bieten zahlreiche Mausoleen an der Via Appia bei Rom. So der Grundriss vom Untergeschosse des Grabmals der Priscilla (Canina, via Appia T. II) und der Metella (Canina II. t. XV und XVI.) Ferner mehrere Grabmäler auf taf. VI, VII, X und XLIV, sowie das Grabmal der Servilier. Die Verbindung der innern Kreuzform mit dem quadraten Aussenbau zeigt ein Grabmal bei Souma in Algier (exploration scientifique de l'Algérie Pl. LXI—LXIV, sowie an der Via Appia

ein auf taf. IX fig. 9 abgebildetes Grabmal. Auch Quast veröffentlicht in seinem Ravenna taf. VI, 3, und 4 ein kreuzförmiges Grabmal, das 1838 vor der Porta pia in einer Vigna zu Rom zunächst dem prätorianischen Lager entdeckt wurde.

Von christlichen Freibauten zeigt schon die von Constantin als kaiserliche Grabstätte erbaute Apostelkirche zu Constantinopel die Gestalt eines Kreuzes (Euseb. vita const. IV, 58—60). Die Kreuzesform begegnet uns auch in 2 Grabdenkmälern in Ravenna, nämlich im Grabmale der Galla Placidia, wo sogar der Mittelraum nach antikem Vorbilde höher hinaufgeführt wurde, sowie im Gruftgeschosse des Mausoleums von Theodorich dem Grossen und in der Grabkapelle S. Ippolito an der Ostseite von S. Lorenz zu Mailand

Diese Kreuzform kehrt auch in mittelalterlichen Grabkirchen häufig wieder, wie die Allerheiligenkapelle im Domkreuzgange zu Regensburg, die Doppelkirche zu Schwarz-Rheindorf und die Chapelle Saint-Croix zu Montmajour beweisen.

Mehr noch als die Kreuzform war bei den Römern für freistehende Grabdenkmäler die Form der Rotunde begünstigt worden. Schon oben haben wir mehrere kennen gelernt, deren Aeusseres in runder Gestalt einen kreuzförmigen Innenraum umschloss. Andere römische Rotunden, wie die Mausoleen der Priscilla, Caecilia Metella, des sogenannten Casal Rotondo, des Denkmals der Servilier, des Munatius Plancus zu Gaeta enthalten nur eine ganz kleine Grabkammer; andere wiederum, wie die verschiedenen Grabrotunden an der Via Appia, eines in Pompeji (Overbek, Pomp. II, 34) und das Grabmal der Plautier in Tivoli haben zwar einen erweiterten Innenraum, doch war derselbe immer noch zu wenig entwickelt, um der christlichen Grabkirche, welche einen grossen architektonisch gegliederten Innenraum verlangte, als Vorbild dienen zu können. Dies ist vielmehr erst in den antiken Grabtempeln der Torre dei Schiavi an der Via Praenestina (Isabelle, parallèle des salles rotondes taf. I) und dem an der Via Appia gelegenen tempio di Romulo figlio di Massenzio (Canina taf. X) der Fall. Hier entwickelt sich der Innenraum zu einer grossartigen, räumlichen Ausdehnung und ist durch 8 abwechselnd rechteckige und halbrunde in die Mauer vertiefte Nischen reichgegliedert und durch eine weite Halbkreiskuppel überwölbt.

Unter den christlichen Grabmonumenten, welche sich diesen antiken Denkmälern in Grundplan und Aufriss aufs engste anschliessen, ist vor allem das noch völlig im römisch-antiken Geiste erbaute Mausoleum der Helena in Rom aus der konstantinischen Zeit und das Grabmal der Familie Tossia zu Tivoli aus dem VI. Jahrhundert zu erwähnen. Ein Vergleich ihres Grundplanes und Aufrisses (Isabelle, parallèle des salles rotondes. Pl. 2.) mit denjenigen der Torre dei Schiavi und des Romulustempels lässt in dem weiten kuppelgewölbten Innenraum, den abwechselnd rechteckigen und halbrunden Nischen, der dicken Umfassungsmauer eine geradezu überraschende Aehnlichkeit erkennen.

Ganz ähnlichen Grundplan und Aufriss zeigen die beiden einander völlig gleichen Rundkirchen neben der früheren Petersbasilika zu Rom, welche ursprünglich zweifelsohne als Grabkirchen dienten, später aber dem Neubau der Peterskirche weichen mussten. Wenn die eine dieser Grabkirchen, S. Maria della febre genannt, wirklich nach dem Muster des Mausoleums des Kaisers Honorius erbaut wurde, wie die Tradition meldet (Hübsch, pag. 9.) so würde auch letzteres Grabmal sich den antiken Vorbildern aufs innigste angeschlossen haben.

Zwei andere christliche Grabdenkmäler scheinen sich in ihrer äusseren Säulenstellung, die freilich nicht mehr erhalten ist, antiken peripteralen Grabanlagen, wie das von Säulen umzogene riesige Grabdenkmal des Hadrian und andere, oder den runden antiken Peripteraltempel zum Vorbild genommen zu haben. So das im Innern ungesäulte, mit einem einzigen riesigen Steinblock bedeckte Grabmal des Theodorich in Ravenna, ferner das Grabmal der Constanzia in Rom. Obgleich Letzteres in seinem noch völlig antiken ornamentalen Detail, in seinem Mosaikschmuck, in seiner dicken, von Nischen gegliederten Umfassungsmauer, in der noch ganz antik gedachten Vorhalle und äusseren ursprünglichen Säulenhalle entschiedene Einwirkung der antiken Architektur verrät, so deutet doch die Trennung des erhöhten, auf Doppelsäulen emporgeführten Mittelraumes von einem niedrigen, gewölbten Umgange bereits eine Neuerung an, die in dem terassenförmigen, äusseren Aufbau zwar auch schon in der Antike vorgebildet, in der inneren Säulenstellung aber, wie es scheint, ohne Vorbild war (Isabelle parallèle Pl. 3).

Baptisterien.

Eine weitere Gattung von christlichen Cultgebäuden tritt uns in den Taufkirchen, den sogenannten Baptisterien entgegen. Sowohl der Name „Baptisterium“ als auch die Centralform, welche fast durchgängig bis ins späte Mittelalter hinein für diese Gebäude beliebt wurde, lässt sich aus dem gleichnamigen Schwimmteiche der antiken Thermen ableiten, obgleich die Ableitung der Form vielfach bestritten wird. Ich glaube mit Unrecht, denn auch die Ableitung der Form aus den antiken Thermen kann keinem Zweifel unterliegen, wenn man die von Plinius uns überlieferte Bezeichnung „Baptisterium“ mit den auf uns gekommenen antiken Schwimmteichen in die richtige Beziehung bringt. Zwar wird uns die Gestalt des Baptisteriums, welches Plinius in seinem Tuscum vorführt, nicht näher beschrieben (C. Pl. Caecilii Secundi epistolarum libri decem. L. V. 6: cella frigidaria, in qua baptisterium amplum atque opacum); die beiden Baptisterien des Laurentinums dagegen (L. II. 17: balnei cella frigidaria, spatiosa et effusa, cujus in contrariis parietibus duo baptisteria velut ejecta sinuantur abunde capacia, si innare in proximo cogites) scheinen zwei runde Bassins gewesen zu sein, die sich an den mit halbkreisförmigen Nischen versehenen Schmalseiten der oblongen Badezelle befunden zu haben scheinen. Wichtig für unsern Zweck ist es, dass jedesmal die Bezeichnung „baptisterium“ mit Bezug auf den Schwimmteich im kalten Bade angewendet wird. Und da sind uns denn in den kleineren und grösseren Thermen Pompejis 2 kalte Badekabinete von runder kuppelgewölbter Gestalt (cellae frigidariae) erhalten, in denen sich runde Bassins, in die mehrere Marmorstufen hinabführen, befinden. (Overbeck, Pompeji I pag. 189, 194, 207 u. 216.) Man wird somit wohl annehmen dürfen, dass mit „Baptisterium“ zunächst nur das kalte Wasserbassin bezeichnet wurde, das verschiedene Gestalt haben konnte, das aber sehr häufig eine runde oder polygone Form besass, wie diess die Bassins in den Bädern von Pompeji, im sogenannten Tempel der Minerva Medica, in den Rundsälen der Thermen des Agrippa und des Diocletian beweisen. (Isabelle, parallèle Pl. II.) Die Bezeichnung, die sich anfangs nur auf das Bassin bezogen haben mag, wurde später, vielleicht schon in rö-

mischer Zeit, sicher aber in christlicher Zeit, auch auf die das Bassin umspannende Gebäudeform übertragen. Die Herübernahme der polygonen und runden Form der antiken Badesäle in die christliche Architektur ist in der altchristlichen Sitte der Collektivtaufe und des Immersionsritus zu erklären; denn keine Gebäudegattung konnte sich besser für eine Cultushandlung eignen, die sich inmitten einer zahlreichen Zuschauermenge vollzog, als die Centralanlage mit dem Wasserbassin in der Mitte. Auch hier wurden die antiken Vorbilder in allen Teilen des Grundplanes und Aufrisses nachgeahmt.

Antike runde Badesäle mit rundem Bassin, runden Nischen in den Diagonalpunkten und von einer Halbkuppel überwölbt waren die bereits obengenannten Badezellen in den Thermen Pompejis, des Agrippa und des Diocletian. Je zwei runde kuppelgewölbte Säle mit runden Nischen in den Diagonalseiten zeigen die Thermen des Titus (Hirt taf. XXV fig. III), des Diocletian (Hirt XXV fig. VI), des Constantin (Hirt taf. XXV fig. VII). Je zwei achteckige, kuppelgewölbte Säle mit runden Nischen und Diagonalseiten enthielten die Thermen des Titus und des Constantin; auch die Bäder in Bajä (Burckhardt, Cicerone Arch. 51) und die von Constantin zu Constantinopel angelegten Thermen, auf deren Substruktionen die jetzigen türkischen Bäder erbaut sind, enthielten achteckige Baderäume (Texier, architecture byzantine).

Dieselben Formen begegnen uns auch in den christlichen Baptisterien. Zwei runde kuppelgewölbte Baptisterien zeigt uns das Relief eines altchristlichen Sarkophages, den Boldetti taf. XXXIV veröffentlicht. Ein rundes Baptisterium ist die Taufkirche S. Maria Maggiore zu Nocera, sie zeigt jedoch schon die am Grabmale der Constanzia erwähnte altchristliche Neuerung der Teilung des Raumes durch Doppelsäulen in einen erhöhten kuppelgewölbten Mittelraum und einen tonnengewölbten niederen Umgang. Runde Taufkapellen der späteren Zeit sind das Baptisterium zu Tongern (Schnaase, Gesch. der bild. Künste IV p. 417); Das Baptisterium zu Vénasque, von dem Violet-le-Duc schreibt: „Édifice vouté, ressemblant à une très petite salle des thermes antiques, mais d'une construction très-grossière"; das Baptisterium von Bari und die Taufkirche von Brindisi. (Rahn, über den Ursprung des Kuppelbaues 175). Besonders beliebt war die Herübernahme der acht-

eckigen Form. Von den zahlreichen bei Rahn aus allen Epochen angeführten Baptisterien hebe ich nur solche hervor, deren Grundpläne der Form und Zeit nach der Antike am nächsten stehen. Hieher gehören das Baptisterium der Laterankirche zu Rom (Isabelle édif. Pl. XXVIII—XXXI) aus konstantinischer Zeit, das gleichfalls schon die Neuerung einer inneren zweigeschossigen Säulenstellung hat; Das Baptisterium der Ecclesia Ursiana in Ravenna, das an 2 Diagonalseiten auch die halbkreisförmigen Nischen nachahmt. Das etwas kleinere Baptisterium S. Maria in Cosmedin ebendaselbst. Achteckig mit runden Nischen in den Diagonalseiten versehen sind das Baptisterium zu Parenzo und zu Navara (Hübsch XVII, 7. IV, 6, 7), das Baptisterium der Sophienkirche zu Constantinopel (Hübsch V, 5), die Taufkirche zu Kelat Semân in Syrien (Vogué, Syrie centrale Pl. 149), die Baptisterien zu Ascoli und dasjenige der Kirche S. Pietro in Monte S. Angelo (Rahn 175) Einfache Oktogone sind die Baptisterien zu Citta nuova (Agincourt, arch. LXIII 13 und 14), zu Triest (Kugler, Baukunst I p. 402) und zu Torcello (Lenoir arch. mon. I p. 167.)

Centralkirchenanlagen.

Sehen wir bisher in einer Reihe von Denkmälern, in Grabbauten und Baptisterien die gleiche Form, Bestimmung, ja sogar Benennung von antiken Gebäuden auf christliche übergehen, so werden wir auch bei den eigentlichen gottesdienstlichen Gebäuden der ersten Christen ein Gleiches wiederfinden. Die Anwendung des Centralbaues beschränkte sich nämlich nicht nur auf Grabkirchen und Baptisterien, sondern erstreckte sich auch auf die grösseren, für die eigentlichen gottesdienstlichen Versammlungen bestimmten Kirchenanlagen.

Abgesehen von dem Umstande, dass jede christliche Kirche insoferne den Charakter einer Grabkirche annahm, als Jede die Ueberreste eines Heiligen unter ihrem Altare barg, so hatte die Uebertragung der Centralform auf das eigentliche Cultgebäude auch schon im Altertume aus verwandten Gründen ihren Vorgang gefunden.

Auch bei den Römern war der Rundtempel eine ziemlich häufige Erscheinung, insbesondere war die centrale Anlage für die Verehrung bestimmter Gottheiten, wie der Vesta, Diana, des

Herkules und Merkur sehr beliebt, und wie die heidnischen Tempel von den darin verehrten Gottheiten oder von den darin ruhenden Landesheroen und Halbgöttern ihren Namen führten, so wurden auch die christlichen Kirchen nach den in ihnen verehrten oder begrabenen Heiligen und Martyrern benannt.

Und so kam es denn auch, dass heidnische Rundtempel nicht nur in christliche Kirchen umgewandelt wurden — ich erinnere nur an das Pantheon, an die Vesta-Tempel zu Rom und zu Tivoli, die in Madonnenkirchen umgewandelt wurden (Weingärtner 49) — sondern dass man auch ihre Form und Construktion für christliche Kirchenbauten adoptierte.

Zunächst war es die Tempelform der ungesäulten Rotunde, wie sie sich schon beim Römertume aus dem antiken Grabtempel entwickelt hatte, welche den christlichen Rundkirchen als Muster diente. Die Kirche des hl. Georg in Thessalonich, welche Texier (l'architecture byzantine XXVIII—XXXIV) für einen konstantinischen Bau erklärt, die St. Eliaskirche zu Broussa (Texier arch. LXII) erinnern in ihrem dicken, durch rechteckige und runde Nischen gegliederten Mauercylinder und Kuppelbedachung unmittelbar an das Pantheon, an die Torre dei Schiavi und den Tempel des Romulus. Auch der Innenraum des Jupitertempels zu Spalatro mit seinen abwechselnd runden und eckigen Nischen, die von Säulen auf beiden Seiten flankiert werden, zeigt eine geradezu auffallende Aehnlichkeit mit der Eliaskirche zu Broussa, welche diese Säulenstellung zwischen den Nischen gleichfalls hat. Ebenso zeigt das untere Geschoss der Rundkapelle auf dem Marienberge bei Würzburg aus dem Jahre 705 in der 10 Fuss starken Umfassungsmauer und den halbkreisförmigen Nischen einen starken Anklang an die antike Architektur. (Otte, Geschichte der Baukunst S. 59). Andere christliche Rotunden, wie die jedenfalls noch altchristliche Kirche zu Antiphellus (Hübsch XXXV 11 und 12) verschmähen die Anlage von Nischen im Mauercylinder und kopierten somit den von Constantin noch vor seiner Bekehrung erbauten nischenlosen Rundtempel des Romulus und Remus, der später mit der Kirche S.S. Cosma e Damiano verbunden wurde (Hübsch III, 5; IX, 2).

Häufiger noch als die Rundform wurde für die christlichen Centralkirchen die bereits für die christlichen Taufkirchen so oft

adoptierte achteckige Grundform mit runden Nischen in den Diagonalseiten angewendet. Diese Form im Grundplan und Aufriss zeigen die beiden kleineren Kirchen des hl. Sixtus und Aquilinus neben S. Lorenzo zu Mailand (Hübsch XIII und XIV). Ferner zwei achteckige mit Nischen versehene Kapellen, die sich neben der Kirche zu Cassaba befinden. (Hübsch XXXII, 3).

Allein bei der ungesäulten Centralanlage, wie wir sie unverändert aus der römischen Baukunst in die christlichen Grab-, Tauf- und Pfarrkirchen übergehen sahen, blieb die christliche Architektur nicht stehen, sie nahm vielmehr, wie wir bereits oben bei der Grabkirche der Constanzia und der Taufkirche zu Nocera nachgewiesen haben, eine neue Combination des Grundplanes vor, durch welche auch der Aufbau eine wesentliche Veränderung erlitt. Doch auch diese Neuerung vollzieht sich nicht ohne Anschluss an antike Motive.

Für diese neue Combination des Grundplanes mag zunächst der centrale Peripteros der Römer, wie wir ihn als Rundform in den beiden Tempeln der Vesta zu Rom und Tivoli, im Tempel des Portumnus zu Ostia und als Octagon im Jupitertempel zu Spalatro uns entgegentritt, als Vorbild gedient haben. Man setzte nämlich an die Stelle des äusseren Säulenumganges eine feste Abschlussmauer, die Säulenstellung aber zog man ins Innere als Stütze des erhöhten Mittelraumes, um den sich der niedrige Umgang herumzog. Man gewann auf diese Weise den terassenförmigen Aufbau antiker centraler Peripteraltempel und römischer Grabrotunden.

Diese Neuerung, die wir bereits bei der Grabkirche der Constanzia und dem Baptisterium des Lateran zu Rom, sowie bei dem Baptisterium zu Nocera hervorzuheben hatten, tritt frühzeitig schon bei den Centralkirchen auf. So in octogoner Form bei den noch von Constantin erbauten Centralkirchen zu Antiochien und Nazianz, in zwei syrischen Bauten, den Kirchen von Ezra und Bosra (Vogué Syrie 21 und 22), bei welchen neben den der Antike nachgeahmten, von Nischen durchbrochenen Umfassungsmauern bereits statt der Säulen Pfeiler als innere Stützen auftreten.

Rundbauten mit einem erhöhten, auf Säulen ruhenden Mittelraume und niederem Umgange sind die Kirchen S. Angelo zu Perugia (Isabelle parallèle 3) und die grossartige Kirche S. Stefano ro-

tondo zu Rom, wo sich um einen erhöhten von Säulen gestützten Mittelraum sogar ein zweischiffiger Umgang zieht (Hübsch XVI und XVII). Bei andern aus der spätern altchristlichen Epoche stammenden Rundkirchen tritt an die Stelle der schwachen Säulen massive Pfeiler als Stützen des erhöhten Mittelraumes.

So bei der von Justinian am Anaplus zu Constantinopel erbauten Rundkirche (Hübsch XXXV 1, 2, 3), bei dem ehemaligen Dome zu Brescia (Hübsch XXXVI), bei der Rundkirche zu Derba (Hübsch XXXV 7, 8) und endlich bei der Kirche zu Hierapolis, deren achteckiger pfeilengestützter Mittelraum von einem runden Umgang umzogen wird. (Hübsch XXXV 9, 10).

Bald aber gesellt sich zu dieser neuen Combination des Grundplanes, die wir als die erste spezifische Leistung der christlichen Architektur begrüssen können, eine weitere christliche Errungenschaft, die sich in einem neuen Construktionsprinzipe geltend macht. Auch hiezu gab die Antike teilweise das Vorbild ab, allein die volle Consequenz zog erst die christliche Architektur. Dieses neue construktive Prinzip fand seine glänzende Verkörperung in 3 christlichen Centralgebäuden, in San Lorenzo zu Mailand aus dem Ende des IV. Jahrhunderts, S. Vitale zu Ravenna und S. Sergius und Bacchus in Constantinopel, beide aus dem 6. Jahrhundert (Hübsch XIII, XIV, XXI und XXII.) Der Kern ihrer Anlage besteht aus einem achteckigen, auf Pfeilern ruhenden Mittelbau, um den sich, wie bei San Vitale an allen Seiten, bei San Lorenzo und San Sergius und Bacchus nur an 4 Seiten halbkreisförmige, mit Säulen durchbrochene Nischen als eine Art Strebewerk legen. Derselbe Grundriss des Mittelraumes war in der Antike bereits in dem sogenannten Tempel der Minerva Medica vorgebildet, wo sich an 9 Seiten des Dekagons halbkreisförmige, gleichfalls mit Säulen durchbrochene Nischen lehnen (Isabelle paralèlle 1). Hier, wie in jenen christlichen Gebäuden, sind es die Eckpfeiler des Polygons, welche als Hauptstützen die Kuppellast zu tragen hatten. Während jedoch bei der Minerva medica die Nischen nicht über das Erdgeschoss hinaufreichen, für den Gegenschub der Kugel demnach von keiner Bedeutung sind, werden bei den genannten christlichen Bauten die Nischen durch 2 Geschosse emporgeführt und wirken, indem sie sich mit ihren Halbkuppeln strebebogenartig gegen die Haupt-

kuppel anlehnen, dem Seitenschub der Centralkuppel entgegen und erhalten rückwärts ein neues Widerlager durch die Gewölbe des achteckigen Umgangs, die ihrerseits den Schub auf die äusserste Umfassungsmauer zurückleiten. Diese Benützung der Halbkuppeln als Strebesystem und die Beifügung des gewölbten Umganges, wodurch der Schub des Mittelraumes auf die Umfassungsmauer zurückgeleitet wird, ist die erste völlig originelle und folgenreiche Leistung der altchristlichen Architektur.

Seinen höchsten Ausdruck und Glanzpunkt erreichte dieses Construktionsprinzip in der Sophienkirche zu Constantinopel, welche im VI. Jahrhundert von Justinian erbaut wurde. Hier lehnen sich an zwei Seiten des quadraten, kuppelgewölbten Mittelraumes zwei Nischen an, in deren Halbkuppel wiederum zwei kleinere Nischen einschneiden, während sich an die beiden anderen Seiten seitenschiffartige Räume anlehnen, die mit doppelten Pfeilerpaaren den Schub der Hauptkuppel aufnehmen. Doch sehr bald vereinfachte man diesen etwas complizierten Grundplan, indem man die Exedren durch Tonnengewölbe ersetzte, die sich kreuzförmig den 4 Hauptbögen anschlossen, und kam somit auf das bereits erwähnte Motiv der schlichten kreuzförmigen antiken Grabkapelle zurück.

Diese Kirchenform ist unter dem Namen „byzantinischer Styl“ im Orient zu fast ausschliesslicher Herrschaft gelangt, sie blieb der Kirchentypus des griechischen Reiches und lebt noch heute in den Bauten Russlands und der übrigen griechisch-katholischen Länder fort.

Haben wir in allen bisher betrachteten christlichen Centralbauten Werke kennen gelernt, die teils im Grundplan und Aufriss noch völlig in den Fesseln einer mechanischen Nachahmung der Antike gefangen blieben, teils durch originelle Verwendung und Zusammensetzung antiker Motive eine neue Combination des Grundplanes und Aufrisses ermöglichten, so werden wir auch in der Gewölbekonstruktion den innigsten Anschluss der christlichen Baukunst an die vom Römertume überlieferten Resultate constatieren können.

Die christliche Architektur hatte das bei den Römern zu hoher Ausbildung entwickelte Tonnen-, Kreuz- und Kuppelgewölbe bereits in den Katakombenkapellen zur Anwendung gebracht. Bewegte sich bei diesen sehr kleinen Räumen die Wölbung nur

in einem kleinen Massstabe, so wurde sie zu einer kühneren Entfaltung bei der Anlage der christlichen Grab- und Kirchenrotunden gesteigert. Hier ist nun ausdrücklich hervorzuheben, dass die Kuppelwölbung in allen Fällen der von den Römern angewendeten Construktion treu bleibt und vielleicht nur in der äusseren Ansicht eine kleine Veränderung erleidet.

Bei antiken Monumenten, beim Pantheon, der Minerva medica, der Torre dei Schiavi, bei den Rundsälen in den Thermen des Diocletian steigen zur besseren Begegnung des Seitenschubes der Kuppel die äussern Mauern beträchtlich über das Auflager des Kuppelgewölbes empor und erhalten eine Abtreppung, aus der die Kuppel nur als schwacher Segmentbogen sich erhebt. Bei den christlichen Kuppelbauten wird dieses System des Widerlagers gleichfalls angewendet, nur wird statt der Abtreppung die Calotte meistens mit einem besonderen Zeltdache bedeckt, was auch schon beim Jupitertempel zu Spalatro der Fall gewesen zu sein scheint.

Wie sich die Römer bei Wölbung der Kuppeln fast durchgängig eines leichten Materials statt der schweren Hausteine bedienten, indem sie regelmässig Backsteingurte in der Breite von mehreren Ziegellagen von der Umfassungsmauer nach dem Scheitel der Kuppel emporsteigen liessen, die Zwischenfelder aber mit einem leichten Gusswerk von Mörtel und Tuffstein ausfüllten, so geschah dies auch bei der Wölbung der christlichen Rotunden.

Beim Pantheon bilden 18 solcher Ziegelgurten, die durch 5 Horizontalgurte im untern Teile der Calotte verbunden werden, das eigentliche Gerippe (Isabelle, les édifices circulaires et les domes Pl. 15 und 24). Bei der Minerva medica steigen zehn Backsteingurte, die unten aus 5, oben aus 3 Backsteinlager bestehen, in die Höhe und werden in dem unteren Teile der Kuppel, wo der grösste Druck sich geltend macht, durch sieben Horizontalringe verbunden (Isabelle Pl. 94). Der Tempel des Portumnus zu Ostia zeigt sechs Gurte, welche von den Pfeilern nach dem Scheitel der Kuppel aufsteigen. (Texier, l'architecture byzantine Pl. IX). Zwischen diesen Gurten wurde der Gewölberaum mit einem leichten aus porösen Stein und Mörtel bestehenden Gusse ausgefüllt.

Ganz das Gleiche wiederholt sich nun auch bei der Construktion der christlichen Kuppelbauten. Auch hier werden Backsteinrippen gebildet und durch horizontale Ringe verbunden, die Zwischenfelder aber mit Gusswerk ausgefüllt. Das Grabmal der Constanzia hat 24 Vertikalgurte aus Backstein gebildet, die von 11 Horizontalringen durchkreuzt werden, die Grabkirche der Familie Tossia hat 16 Vertikalgurte und 7 Horizontalringe (Isabèlle édif. Pl. 24 fig. 8 und 6). Die Kuppel von S. Sergius und Bacchus in Constantinopel zeigt ebenfalls ein Gerippe von 8 Gurten, die von der Umfassungsmauer zum Scheitel der Kuppel aufsteigen. (Vogué, Syrie 67). Die Anlage einer Lichtöffnung im Scheitel des Kuppelgewölbes haben auch christliche Rotunden mit den antiken gemein. Ein solches Opaion hat unter den antiken Bauten das Pantheon, ein Kuppelbau in den Thermen des Diocletian (Isabelle paralèlle 2); die Vorhalle im Palaste zu Spalatro, ein Saal in der Villa Hadrians (Isabelle paralèlle 2); unter den christlichen Bauten aber zahlreiche Katakombenkapellen, das Grabmal der Constanzia (Isabelle paral. 3), der Tossia (Isabelle paral. 3). Hypäthrale Beleuchtung hatten auch die Himmelfahrtskirche auf dem Oelberge und die heil. Grabkirche zu Jerusalem, die selbst in ihrem Neubau des 19. Jahrhunderts diese Anlage beibehielt. Selbst in den Laternen der christlichen Kuppelkirchen der Renaissancezeit klingt die antike Hypäthralbeleuchtung bis auf den heutigen Tag nach.

Eine weitere nicht minder treffliche Construktionsweise der Römer ging gleichfalls in die christliche Architektur über. Schon die Römer hatten sich zur Entlastung der Gewölbe hohler Thongefässe bedient; als Beispiele hiefür bezeichnet Agincourt den Circus des Maxentius und einen Kuppelbau an der Via Praenestina bei Rom (Agincourt, arch. Pl. LXXI fig. 50 und 49), wo regelmässige Reihen ineinandergestellter Krüge in das Gusswerk eingemauert sind. Dieser Construktionsweise bediente sich nun auch die christliche Architektur. Das Mausoleum der Helena nennen die Italiener „torre pignatara“ wegen seiner aus hohlen Töpfen gebildeten Kuppel (Isabelle paral. pag. 21) Hohle Töpfe enthält ferner die gewölbte Seitenkapelle des Baptisteriums S. Giovanni in fonte zu Rom (Isabelle édif. Pl. XLVIII f. 3), die Kuppel des Baptisteriums zu Ravenna (Isabelle, paral. pag. 22),

der Treppenbau von S. Sebastiano zu Rom (Agincourt LXXI fig. 51). Auch von den Byzantinern bezeugt Texier die Anwendung von hohlen Töpfen, wenn er sagt: „Les Byzantins ont construit de très-grandes voûtes en béton. Les reins des voûtes étaient remplis en poteries, ils avaient trouvé cet exemple chez les Romains.“ (arch. byz. p. 6.) Am höchsten ausgebildet aber tritt uns dieses System in der Kuppel von S. Vitale zu Ravenna entgegen. (Isabelle édif. Pl. 48).

Das Streben, das Kuppelgewölbe auf einem polygonalen Auflager aufzuführen, hatte in den christlichen Centralbauten zu weiteren Versuchen geführt, die gleichfalls sich unmittelbar an antike Construktionsprinzipien anschliessen. Das sogenannte „Klostergewölbe“, welches sich aus Tonnengewölbsegmenten zu einer polygonen Kuppel aufbaut, war bereits bei den Römern in zahlreichen Bauten angewendet worden. Ich verweise nur auf die unter den antiken Thermensälen aufgeführten oktogonen Räume, auf die nicht selten vorkommenden achteckigen Säle antiker Paläste, die ja alle nur mit einem Klostergewölbe bedeckt waren.

Diese Gewölbeart kehrt nun auch nicht selten in der christlichen Architektur wieder. Abgesehen von den polygonen Katakombenkapellen, finden wir sie eingeführt bei den oben angeführten achteckigen Baptisterien und octogonen Centralkirchen, insbesondere auch im grössten Massstabe bei der Kirche S. Lorenzo zu Mailand. Selbst bei späteren Centralbauten, besonders bei den polygonen Kuppeltürmen des Mittelalters hat dieses der Antike entlehnte Klostergewölbe vielfach Aufnahme gefunden.

Ebenso verhält es sich mit der sogenannten „böhmischen Kappe“. Diese Wölbungsart hatten bereits die Römer bei der Minerva medica in Anwendung gebracht; da hier die Peripherie des Kuppelgrundrisses einen um das zehneckige Auflager umschriebenen Kreis bildet, so mussten, um der Kuppel ein fortlaufendes Auflager zu gewinnen, die vertikal aufsteigenden Mauerwände als Schildbögen in die Kuppel einschneiden. Diese Form der böhmischen Kappe kommt in christlichen Denkmälern Ravennas aus dem V. Jahrhundert sogar drei Mal in Aufnahme. So bei der achteckigen Taufkapelle S. Giovanni in fonte (Hübsch XV, 2, 3, 4), bei der Grabkapelle der Galla Placidia

und der Kapelle im bischöflichen Palaste, wo von einem quadratischen Grundplane ausgehend 4 Rundbögen über den Wänden vortreten und so als Träger der überhöhten Kappe dienen (Hübsch Pl. XV, 6).

Allein eine solche Construktion der Kuppel konnte immerhin noch nicht ganz befriedigen. Die ästhetische Wirkung der Kuppel ging durch das Einschneiden der Schild- und Tragebögen verloren, man war deshalb bestrebt, der ganzen Kuppel oberhalb der Tragebögen ein ringsumherlaufendes Auflager zu verschaffen. Bei einigen christlichen Centralanlagen ist diese Lösung nach antikem Vorgange in der einfachsten Weise vorgenommen worden.

Vogué veröffentlicht einige antike Kuppelbauten Syriens, die den Beweis liefern, dass die Ueberwölbung von polygonen oder quadratischen Räumen mit Kuppeln, deren Zirkel innerhalb der Stützen liegt, schon den Römern bekannt war, so dass die bis zum heutigen Tage festgehaltene Meinung, als ob diese Wölbungsart als originelle Errungenschaft der altchristlichen Technik zu betrachten sei, sich als unhaltbar erweist.

Die kleinen kapellenartigen Heiligtümer, Kalybé genannt, die Vogué uns als Beispiele dieser Wölbungsart auf Pl. 6 vorführt, sind nicht, wie Lübke (Geschichte der Architektur S. 232) irrtümlicherweise dem Vogué'schen Kupferwerke entnimmt, christliche Bauten, sondern wie aus dem nunmehr erschienenen Texte hervorgeht, ursprünglich heidnisch-antike Heiligtümer, die erst später in christliche Kapellen umgewandelt wurden.

Bei diesen Kalybés zu Chaqqa- und Ommes Zeîtoun entspricht die Calotte der Kuppel einem innerhalb des Vierecks beschriebenen Kreise, während bei der Minerva Medica und den christlichen Monumenten zu Ravenna die Calotte in ihrem Grundrisse mit den Ecken des Polygons zusammenfällt. Der Uebergang von der quadraten Stützmauer zum kreisrunden Auflager der Calotte wurde hier in der einfachsten Weise versucht. Man liess die 4 Ecken des Quadrates durch vorkragende horizontale Steinschichten allmählich in ein Achteck, Sechzehneck u. s. w. übergehen, bis man endlich die Form eines Kreises als Auflager der Kuppel gewann. Dieselbe Wölbungsweise vollzieht sich noch bei 2 anderen antiken Bauten Syriens, bei dem ursprünglich antiken Palaste zu

Chaqqa und einem nach der Art des Janus quadrifrons zu Rom als Kreuzungsthor dienenden Bogen zu Lattaquieh (Vogué Syrie 29). In gleicher Weise vermittelt nun auch die christliche Architektur bei der achteckigen schon früher beschriebenen Kirche zu Ezra (Vogué Syrie Pl. 91, Text 61) den Uebergang vom Achteck zu einem kreisrunden Kuppelauflager, indem durch überkragende Steine das Achteck in ein Sechzehneck und dann in einen Kreis übergeht; auch sehen wir hier zum ersten Male in der christlichen Architektur die Kuppel von zahlreichen Fenstern durchbrochen. Diese Kirche, laut einer Inschrift im Jahre 515 erbaut, ist somit als Vorläuferin von San Vitale zu Ravenna zu betrachten, die erst um 532 begonnen, in verwandter Weise den Uebergang von der achteckigen Obermauer zur kreisrunden Kuppel vermittelt. Wie dort ein horizontaler Steinblock, so leitet hier ein kleiner Nischenbogen mit Hülfe von vorkragenden Steinschichten den Uebergang vom Achteck zur kreisrunden Basis des Kuppelgewölbes ein.

Während bei den vorgeführten syrisch-antiken Bauten und bei der Minerva Medica die Kuppel mit den aus den Ecken sich emporschwingenden Zwickelflächen ein zusammenhängendes, ungebrochenes Ganzes in fortlaufender Kurve bildet, setzt bei S. Sergius und Bacchus zu Constantinopel die Kuppel schon über dem Scheitel der Tragebögen ab, so dass hier erst das kreisrunde Auflager der Calotte in markierter Weise beginnt. Gleiches wiederholt sich nur in gesteigerter Weise und in grösserer Kühnheit in der Sophienkirche über quadratem Grundrisse. Die Kuppel baut sich über 4 gewaltigen Tragebögen auf, welche riesige Zwickelflächen in der Form von sphärischen Dreiecken einschliessen, die sich dann über dem Scheitel der Tragebögen in einen Kreis zusammenschliessen. Dieser Kreis setzt mit einem stark vortretenden Horizontalgesimse ab, und erst von hier aus steigt die eigentliche, durch 40 Backsteingurte verstärkte Kuppel in der Form eines etwas gedrückten Halbkreises empor.

Selbst bei dieser höchsten technischen Leistung der christlichen Architektur, bei diesem „Wunder constructiven Wissens und geistreicher Combination“ lässt sich eine bewusste Herübernahme dieses Wölbungsprinzipes aus der Antike nicht verkennen. Isabelle veröffentlicht (édif. Pl. XXV Text 69—71) den Durch-

schnitt eines kleinen antiken Grabmales an der Via Nomentana bei Rom, dessen obere quadrate Kammer mit einer kreisrunden Calotte in derselben Weise wie die Sophienkirche überwölbt ist.

Die Aehnlichkeit der beiden zur Vergleichung nebeneinandergestellten Kuppeldurchschnitte ist geradezu überraschend, selbst die Gesimsprofile, auf denen die Zwickel und die Calotte aufsteigen, zeigen die grösste Aehnlichkeit. Es steht somit ausser allem Zweifel, dass das Prinzip des in S. Sergius und Bacchus aufgenommenen und bei der Sophienkirche zur höchsten Entwicklung gebrachten Wölbungssystems den Römern schon bekannt war und auch im kleineren Massstabe geübt wurde. Die Uebertragung dieses Wölbungsprinzipes auf einen grossen Massstab, die Verbindung desselben mit einem grossartigen Systeme von stützenden, auflagernden und gegenstrebenden Gliedern ist und bleibt dagegen eine bedeutende That und ein grosses Verdienst der Meister des byzantinischen Styles.

Fassen wir nach diesen Ausführungen die Gesammterscheinung der christlichen Grabbauten, Baptisterien und Centralkirchen ins Auge, so lässt sich nicht verkennen, dass diese verschiedenartigen Gestaltungen der altchristlichen Architektur von der Antike als von ihrer gemeinsamen Grundlage ausgehen. Wir sehen, wie die christlichen Grabbauten unter und über der Erde im Grundplan und Aufriss, in der Gesammtanlage wie in den einzelnen Teilen, in der Construktion und Ausstattung aus antiken Grabmälern hervorgingen, wir konnten nachweisen, wie die christlichen Baptisterien Form, Name und Bestimmung den Baptisterien der antiken Thermen entlehnten, wir konnten uns überzeugen, dass die christlichen Rundtempel Bestimmung, Grundplan und Aufriss gleichfalls den antiken Tempeln entnahmen. Bei allen diesen Bauten schlossen sich weitaus die meisten unmittelbar, ohne alle weitere Veränderung den antiken Vorbildern an, andere zeigen zwar eine Entwicklung und Fortbildung des von der Antike überkommenen Grundplanes und Aufrisses; allein auch diese Weiterentwicklung vollzog sich nur durch Herübernahme und Zusammensetzung antiker Motive. Was endlich die Construktion und formale Ausstattung dieser christlichen Bauten anlangt, so herrscht in ihnen ohne Ausnahme einzig und allein die Antike. Von der Construktion der Gewölbe ist dies bereits

nachgewiesen worden; von der Construktion der Mauern und Stützen, von der formalen und dekorativen Ausstattung wird dieser innige Zusammenhang der christlichen Bauten mit der Antike an einer anderen Stelle zu konstatieren sein.

Die Basilika.

Neben den für besondere Zwecke des christlichen Cultus angewendeten Rund- und Polygonalbauten tritt gleichzeitig als vorzüglichstes christliches Kultgebäude die Basilika auf. Sie bestand aus einem oblongen Raume, der durch zwei oder vier Säulenstellungen der Länge nach in drei oder fünf Schiffe geteilt wurde, und deren mittleres Schiff sich über die Seitenschiffe erhob, um hier durch angebrachte Fenster Licht in das Innere zu führen. An der einen Schmalseite war eine halbkreisförmige Nische angelehnt, die mit einem Halbkuppelgewölbe bedeckt war. Die Thatsache nun, dass auch in der Antike ein ähnliches Gebäude mit gleichem Namen existierte, nämlich die am Forum befindliche Handels- und Gerichtsbasilika, verleitete alle seit dem 15. Jahrhundert sich mit der altchristlichen Architektur befassenden Architekten und Archäologen zu der Meinung, dass die christliche Basilika aus der antiken Namensschwester hervorgegangen sei. Diese Anschauung konnte sich umsomehr einen unbestrittenen Platz erwerben, als sogar die Tradition damit verknüpft wurde, Constantin habe heidnische Basiliken den Christen zur Umwandlung in christliche Kirchen eingeräumt.

Dieser bis dahin allgemein als giltig angenommenen Ansicht trat im Jahre 1847 Zestermann in seiner von der belgischen Akademie der Wissenschaften mit dem Preise gekrönten Schrift: „De Basilicis libri tres“ entgegen und kam, indem er den antiken Basiliken jede halbkreisförmige Nische (Apsis) abspricht und die Nachricht der Schenkung von Basiliken an die ersten Christen von Seiten Constantins als unverbürgt zurückweist, zu dem Resultate, dass die christlichen Basiliken nicht als Nachahmung der antik profanen Basiliken, sondern als eine freie Schöpfung des

christlichen Geistes, hervorgegangen aus dem christlichen Bedürfnisse, angesehen werden müsse. (Zestermann, S. 170 und 172.)

Diese mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit ausgestattete Schrift Zestermanns erregte durch die Kühnheit ihrer Behauptungen unter den Archäologen nicht geringes Aufsehen. Sie hat das Verdienst, eine reichhaltige Literatur hervorgerufen zu haben, welche sich eingehend mit der Basilikenfrage beschäftigend, zwar manche dunkle Stellen aufgehellt und manche Zweifel beseitigt hat, allein sie hatte auch zur Folge, dass auf keinem Gebiet der Kunstgeschichte eine grössere Verwirrung und Zerfahrenheit, ein solch' ungelöster Widerstreit der Meinungen und Ansichten herrscht, als gerade auf dem Gebiete der altchristlichen Kunstgeschichte.

Während ein Teil der Kunsthistoriker die Zestermann'sche Beweisführung mit Stillschweigen überging, konnten andere Gelehrte, die die Ableitung der christlichen Kunst von der antik-heidnischen als eine Art sacrilegium betrachteten, Zestermann nicht genug preisen. (Kreuser, christlicher Kirchenbau). Andere wiederum konnten den alten Christen doch nicht die Fähigkeit zutrauen, die basilikale Anlage ohne jegliches Vorbild sofort aus sich selbst geschaffen zu haben, und suchten das Vorbild der altchristlichen Basilika bald im heidnischen Hypäthraltempel (Weingärtner, Ursprung und Entwicklung des Kirchenbaues), bald in ägyptischen Vorbildern (Kreuser: Ein Wort über den Ursprung der Basilika), bald in einem Ideal, das sich aus ägyptischen, indischen und griechischen Tempelmotiven zusammensetzt. (Mothes, die Basilikenform.)

Ja, der um die altchristliche Baugeschichte so sehr verdiente Baudirektor Dr. Hübsch geht sogar noch um einen Schritt über Zestermann hinaus, indem er mit diesem nicht nur jeglichen Zusammenhang der christlichen Basilika mit der antiken im Grundplan und Aufriss leugnet, sondern sogar die christliche Technik gleich vom Uranfang an der heidnisch-römischen gegenüber weit überlegen sein lässt.

Doch fand auch die bisher übliche Ansicht ihre Verteidiger und Ehrenretter. Unter ihnen verdient am meisten Urlichs und Messmer namhaft gemacht zu werden, die Zestermann teils in seiner ganzen Auffassung, teils in einzelnen Teilen mit Gegenbeweisen entgegentraten. Entscheidendes hat hier Urlichs geleistet

(die Apsis der alten Basiliken), der die Hauptstütze der Zestermannschen Beweisführung zu Fall brachte, indem er an mehreren antiken Basiliken das Vorhandensein einer halbkreisförmigen Apsis nachwies. Messmer, der ursprünglich der ganzen Zestermannschen Auffassung entgegentrat, schloss sich später der schon früher von Kinkel (Geschichte der bildenden Künste 48) und von Weingärtner ausgesprochenen, aber nicht weiter verfolgten Vermutung an, dass das christliche Cultusgebäude seinen Ausgang aus dem antiken Hause, und zwar aus den basilikenartig angelegten oeci genommen habe.

Und in der That kann das christliche Kirchengebäude unseren Quellen gemäss zunächst sich nur aus dem antiken Hause entwickelt haben. Zahlreiche Stellen aus der Bibel, der Apostelgeschichte und den Schriften der ersten Kirchenschriftsteller beweisen übereinstimmend, dass die ersten Christen sich in den Privathäusern reicher Gemeindemitglieder zum Gottesdienste versammelten. Es dürfte nun die Aufgabe sein, zu untersuchen, ob und welche Räume sich in dem antiken Hause befanden, die zu solchen gottesdienstlichen Versammlungen passten und in ihrem Grundplan und Aufriss der christlichen Basilika als Muster und Ausgangspunkt gedient haben konnten.

Nach der durch die pompejanischen Ausgrabungen sowohl bekannten Plananlage des antiken Hauses konnten zur Aufnahme grösserer Versammlungen jedenfalls nur die sogenannten oeci geeignet erscheinen. Sie lehnten sich unmittelbar an den hinteren, mit einem Säulengang und einem Wasserbassin in der Mitte versehenen oblongen Hof, den sogenannten Peristyl des antiken Hauses an und waren als eigentliche Gesellschaftsräume so gross angelegt, dass man Triklinien in ihnen aufstellen konnte, während die anderen bedeckten Räume nur sehr klein und zur Aufnahme von grösseren Versammlungen durchaus ungeeignet waren.

Unterschieden werden von Vitruv tetrastyle Oeci mit 4 Säulen zum Tragen der Decke, korinthische mit doppelter Säulenreihe, also dreischiffige Lokale, und ägyptische Oeci.

„Bei den ägyptischen Sälen“, sagt Vitruv, (VI, 3, 9,) „ist über die Säulen Gebälk zu legen, dann sind auf das Gebälk lotrecht über den unteren Säulen um den vierten Teil kleinere

Säulen zu stellen, und zwischen den oberen Säulen werden Fenster angebracht; so scheint dies eine Aehnlichkeit mit den Basiliken, nicht mit den korinthischen Speisesälen zu sein." Aus diesen Worten geht unzweideutig hervor, dass die zu Gesellschaften geeigneten Säle des antiken Hauses wie die korinthischen aus 3 Schiffen, oder wie die ägyptischen aus 3 Schiffen mit erhöhtem Mittelschiffe bestanden und somit, nach Vitruvs eigenen Worten, eine Aehnlichkeit mit den Basiliken hatten.

Waren nun diese Räume an der einen Schmalseite auch noch mit einem halbkreisrunden Ausbau versehen, wie dies in antik-römischen Sälen sehr häufig der Fall war, so wäre im Grundriss und Aufbau dieser Säle schon das Vorbild für die späteren christlichen Kirchen gegeben gewesen.

Allein nicht nur basilikenähnliche Säle, sondern sogar wirkliche Basiliken gab es nach dem Zeugnisse Vitruv's in den Häusern der vornehmen Römer, die zu privaten Versammlungen und Schiedsgerichtssitzungen benützt wurden. Vitruv (VI. 5) sagt bei der Einrichtung der vornehmen Paläste: „Den Vornehmen aber muss man königliche Vorhallen, hohe Atrien und höchst geräumige Peristyle, Säulengänge und ausgedehnte Promenaden in einer der höchsten Würde angemessenen Ausführung anlegen; ausserdem Büchersäle, Gemäldegallerien und Basiliken, mit nicht geringerer Pracht, als die der öffentlichen Werke erbaut, weil in den Wohnungen derselben öfters das öffentliche Wohl betreffende Beratungen und Privatgerichte sowie Schiedsgerichte gehalten werden".

Solche prachtvoll angelegten Privatbasiliken befanden sich im Palaste des Domitian (Plutarch, Popl. 15), drei sogar in der Villa der Gordiane an der Strasse nach Palästrina, von denen jede 100 Säulen besass. (Jul. Capit. Gord. cap. 32).

Wichtig wäre es nun, wenn sich nachweisen liesse, dass solche Hausbasiliken von den Christen thatsächlich zu ihren gottesdienstlichen Versammlungen benützt worden wären, oder dass sogar eine förmliche Uebergabe solcher Hausbasiliken an christliche Gemeinden stattgefunden habe. Für beides lassen sich allerdings Beweise beibringen. So sagt Hieronymus in seinem Briefe an Oceanus, dass Fabiola „in Basilica quondam Laterani, qui caesariano gladio truncatus est" im Angesichte der ganzen

Stadt unter den Büssern stand. Ammianus Marcellinus (lib. XXVIII cap. 3) bemerkt bei Gelegenheit der Streitigkeiten, die bei der Papstwahl des Damasus (366) zwischen seinen Anhängern und denen des Ursinus stattfanden: „Et in concertatione superavit Damasus parte quae ei favebat instante. Constatque in basilica Sicinini, ubi ritus Christiani est conventiculum, uno die 137 cadavera peremptorum reperta". Endlich meldet der Verfasser der Recognitionen (Clement. Rom. recognit. lib X cap. 71), dass ein gewisser Theophilus die grosse Basilika seines Hauses der Gemeinde überliess, welche dann als Kirche benützt wurde.

Geht somit aus diesen Stellen die unzweifelhafte Thatsache hervor, dass antike Hausbasiliken zum christlichen Gottesdienste nicht nur vorübergehend benützt, sondern bleibend in christliche Kirchen umgewandelt wurden, so wäre nur noch nachzuweisen, ob auch diese antiken Hausbasiliken im Grundplan und Aufriss, in der Beschaffenheit und Aufeinanderfolge der einzelnen räumlichen Bestandteile eine solche Form und Anlage besassen, dass sie den späteren christlichen Basiliken Gestalt und Namen geben konnten.

Die Form der antiken Hausbasilika nachzuweisen, hat aber keine geringe Schwierigkeit. Nicht allein der Mangel an schriftlichen Nachrichten hemmt auf diesem Pfade jeden Schritt, auch die Spärlichkeit der erhaltenen Denkmäler hindert das Entwerfen eines vollen, in sich abgerundeten Bildes. Wir müssen vielmehr, um für die Anschauung der Hausbasilika einen festen Anhalt zu gewinnen, auf die Form der römischen Marktbasiliken zurückgehen, die unzweifelhaft den Hausbasiliken mit dem Namen auch Form und Ausstattung gegeben haben mussten. Diese Annahme ist so selbstverständlich, dass es beinahe als überflüssig erscheinen könnte, hiefür auch noch auf Vitruv zu verweisen, der in der oben zitierten Stelle sagt: „Auch sind in den Palästen der Vornehmen Basiliken mit nicht geringerer Pracht anzulegen, als bei den öffentlichen Bauten", und damit den Zusammenhang der Privatbasilika mit der öffentlichen in Form und Ausstattung konstatiert.

Von diesen öffentlichen Marktbasiliken dürfte nunmehr trotz der Zestermann'schen Schrift mit Bestimmtheit nachgewiesen werden können, dass sie aus einem durch Säulen in mehrere Schiffe ge-

teilten und mit Mauer umschlossenen, oblongen Raume bestanden, dass das bedeckte Mittelschiff sich über die Pultdächer der zweigeschossigen Seitenschiffe erhob und hier durch Fenster beleuchtet wurde, und dass mit diesem oblongen Raume bisweilen ein beweglicher, bei den meisten aber ein angebauter, erhöhter Platz, das Tribunal, verbunden war. Dieses angebaute Tribunal lag stets in einer Exedra, welche wie bei den Basiliken zu Herculaneum und Pompeji eckig, meistens aber halbkreisförmig und mit einer Halbkuppel überwölbt war, und dann den Namen Apsis oder Concha führte.

Ueber die Umschliessung des viereckigen Raumes mit Mauern und dessen völlige Bedachung besteht meines Wissens nirgends mehr ein Zweifel. Die Ueberhöhung und selbstständige Beleuchtung des Mittelschiffes nimmt auch Zestermann und mit ihm seine Anhänger an, dagegen glaubte Reber auf Grund einer Münze mit einer Abbildung der Basilika Aemilia, sowie aus struktiven Gründen eine Erhöhung des Mittelschiffes bei den antiken Basiliken nicht annehmen zu dürfen. (Reber: Ueber die Urform der röm. Basilika. Mitteilungen der k. k. Centralkommission 1869.)

So sehr ich mich in allen anderen Punkten seiner trefflichen Abhandlung mit dem Herrn Verfasser in Einklang weiss, so sehr bedauere ich, ihm in diesem Punkte nicht beipflichten zu können. Ich erachte vielmehr die Ueberhöhung des Mittelschiffes als einen integrierenden Bestandteil des basilikalen Charakters. Bei der Basilika zu Fanum und der Basilika des Constantin steht die Erhöhung des Mittelschiffes ausser aller Frage, wie Reber ja selbst zugeben wird. Von vier anderen: der Basiliken Julia, Ulpia, zu Otricoli und zu Pompeji, meint er, erlaube der Befund nichts anderes als Vermutungen. Diese Vermutungen sprechen sich jedoch schon nach dem Beispiele der Basilika zu Fanum und derjenigen des Constantin mit grösserer Wahrscheinlichkeit für eine Erhöhung, als eine Nichterhöhung aus, ganz abgesehen davon, dass Mothes auf Grund seiner an Ort und Stelle angestellten Untersuchungen diesen genannten Basiliken aufs bestimmteste eine Ueberhöhung zuspricht. (Mothes l. c. 82.) Ausser dem von Vitruv bei seiner Basilika in Fanum erbrachten Beweise für die Erhöhung des Mittelschiffes lässt sich von diesem Autor noch ein weiterer Beweis erbringen Bei der

Besprechung der Aehnlichkeit, welche die aegyptischen Oeci durch ihr erhöhtes und beleuchtetes Mittelschiff mit den Basiliken hätten, weist er nämlich ausdrücklich auf die Erhöhung und selbstständige Beleuchtung des Mittelschiffes als den eigentlichen Vergleichungspunkt hin.

Doch auch Gründe der Zweckmässigkeit sprechen für meine Ansicht. Die ausschliessliche Beleuchtung des Mittelschiffes, der Apsis und unteren Seitenschiffe durch die Lichtöffnungen der Seitengallerien halte ich für keineswegs ausreichend. Bei den ziemlich hohen, dicht geschlossenen Brüstungswänden und breiten Fussböden der Gallerien, die das einfallende Seitenlicht zurückhielten, mussten die unteren Seitenschiffe, das Mittelschiff und die Apsis in einer zum Handeln und zu Gerichtssitzungen völlig unzureichenden Beleuchtung sich befinden.

Eine wahre Finsternis aber musste gar bei den fünfschiffigen Basiliken sich über diese Räume ausbreiten, wo die doppeltbreiten Fussböden der Gallerien mit den Brüstungswänden noch grösseren Schatten werfen, und die lichtzuführenden Fenster möglichst weit nach aussen gerückt wurden. Dieser Uebelstand musste selbst auch dann noch sich einigermassen geltend machen, wenn man Parterrefenster in den Seitenschiffen annehmen wollte, was aber in den meisten Basiliken wohl nicht der Fall war. Auch ästhetische Gründe sprechen für die Erhöhung des Mittelschiffes. Ein einziges Dach, mit geringer Steigung über eine dreischiffige oder gar fünfschiffige Basilika in ihrer ganzen Breite gelagert, würde einen geradezu unschönen Eindruck gewähren, während der in zwei Absätzen abgestufte, pyramidale Aufbau ästhetisch wirkt und gerade die charakteristische Schönheit der Basilika ausmacht. Construktive Gründe dürfen dagegen keineswegs die Erhöhung des Mittelschiffes verbieten, falls dieselbe weniger mit massivem Mauerwerk, als vielmehr mit Pfeilern oder Säulen durchgeführt wurde. Auch bildeten das Balkenwerk und die Pultdächer der ringsumherlaufenden Seitenschiffe ein festgefügtes Strebewerk, das im Verein mit den durchlaufenden massiven Galleriebrüstungen dem emporgeführten Mittelschiffe die nötige Stabilität verleihen konnte. Die von einer Ueberhöhung des Mittelschiffes abratende Münze mit einer Abbildung der Basilika Aemilia enthält eine so missratene und ver-

worrene Perspective des Daches, dass man sie kaum als durchaus zuverlässige Basis einer so wichtigen Annahme wird zu Grunde legen können.

Einen weiteren Streitpunkt bildet das Vorhandensein einer als tribunal dienenden Exedra. Zestermann bestreitet ihr Vorhandensein, indem er der Berufung auf die Basiliken von Pompeji, Herculaneum und Otricoli sowie auf diejenige Constantins als auf Basiliken mit Exedren eine formelle Leugnung des basilikalen Charakters dieser Gebäude entgegensetzt. Und doch haben wir in allen diesen Bauten ganz entschiedene Basiliken zu erkennen.

Die Lage des pompejanischen Gebäudes am Forum, seine Verhältnisse, die an den Wänden eingekratzten Inschriften, unter denen das Wort „Basilica" zweimal vorkommt, die ganze Form und Anlage sichern ihm den basilikalen Charakter (Mothes a. a. O. 80 und Overbeck Pompeji I. 128). Mit dieser pompejanischen Basilika stimmt das Gebäude im Herculaneum in seiner Gesammtdisposition des Raumes und in der fast zur Identität aller Teile gesteigerten Aehnlichkeit so sehr überein, dass wir es gleichfalls als eine Basilika anerkennen müssen. (Overbek, Pompeji 129.) Bei beiden Gebäuden besteht die Exedra aus einem rechtwinklig erhöhten Raum, der in Pompeji nach Innen, im Herculaneum über die Umfassungsmauer der Schmalseite hinaus vorspringt.

Die Basilika zu Otricoli, ein dreischiffiges Gebäude mit einem erhöhten halbkreisförmigen Tribunal vor dem Mittelschiff, wird gleichfalls von Zestermann nicht für eine Basilika, sondern für ein Porticus gehalten. Allein nach den von Mothes an Ort und Stelle vorgenommenen Untersuchungen ist es sicher als eine Basilika anzunehmen. Bei der Basilika Ulpia, deren Grundplan auf dem Marmor-Fragmente des kapitolinischen Stadtplanes mit der Bezeichnung: Basil(ica) Ulpia eingegraben ist, konnte Zestermann den basilikalen Charakter zwar nicht leugnen, wohl aber suchte er die dem Grundplane beigefügte Apsis der Basilika ab- und dem Forum trajanum zuzusprechen. Der eine der von ihm geltend gemachten Gründe, dass die Apsis über die Weite des Mittelraumes hinausgehe, wird durch eine andere von mir später vorzuführende antike Basilika, deren Apsis gleichfalls über die Weite des Mittelraumes hinausgeht, hinfällig. Seinen zweiten

Grund hat Messmer genügend widerlegt, so dass ich hier nicht weiter darauf einzugehen brauche (Messmer l. c.) Der sogenannte Friedenstempel am Forum zu Rom, richtiger als Basilika des Constantin bezeichnet, dessen Eigenschaft als Basilika. ja sogar als antikes Gebäude überhaupt von Zestermann bestritten wird, ist nach den von Urlichs beigebrachten überzeugenden Beweisen entschieden Beides, und dies wird auch wohl von Niemand mehr bestritten. Von einigen anderen Basiliken, so insbesondere von dem Kaisarion in Antiochien hat Urlichs gleichfalls die Apsis nachgewiesen.

Als weiteren Beweis für das Vorkommen halbkreisförmiger Apsiden kann man auch die inschriftlich von Diocletian erbaute Basilika zu Palmyra anführen. Eine ausgezeichnete, von Cassas im Jahre 1799 erfolgte Publikation, die von der früheren englischen Publikation abweicht, und die mir zufällig in hiesiger Staatsbibliothek in die Hände fiel, lässt in derselben auf den ersten Blick eine, wenn auch von dem gewöhnlichen Schema abweichende Basilika erkennen. Die Abweichung besteht darin, dass man den klimatischen Verhältnissen Rechnung tragend, die inneren Säulen nach aussen verlegte und zwei Säulen-Hallen flügelartig an die beiden Langseiten des mit einer Säulenvorhalle und einer halbkreisförmigen Nische versehenen oblongen Hauptraumes anlehnte.

Die mit einem Halbkuppelgewölbe bedeckte Nische ist insoferne für unsere Betrachtung wichtig, als sie sich gegen das tonnengewölbte Schiff mit einem auf Pilaster ruhenden Bogen, ganz nach Art des sogenannten Triumphbogens in christlichen Basiliken öffnet, und sich rings um die halbkreisrunde Wand drei terassenförmig emporsteigende Sitzreihen ziehen, die ohne Zweifel den Richtern zum Sitzen dienten (Cassas, voyage pittoresque de la Syrie, de la Phenicie, de la Palestine 1799 I Pl. 93; das Werk, für dessen architektonischen Teil Legrand Mitarbeiter war, blieb leider unvollendet); die beiden säulengetragenen Seitenflügel, die den Kaufleuten zum Verkehre dienten, standen durch Seitenthüren mit dem Mittelraume in Verbindung.

Als eine regelrecht angelegte Basilika habe ich endlich noch ein Gebäude dieser Stadt anzuführen, deren Grundplan ich gleichfalls dem angeführten Werke von Cassas (Pl. 26 und 53)

verdanke, und die bis jetzt den Kunsthistorikern völlig entgangen zu sein scheint. Sie liegt mit ihrer schmalen Front unmittelbar an der ganz Palmyra durchziehenden Säulenstrasse und besteht aus einem viereckigen Raume, der durch je 4 Säulen in drei Schiffe abgeteilt wird. Nach der Säulenstrasse öffnete sie sich mit 4 Säulen, denen vier Pfeiler der Säulenstrasse entsprechen, und war hier wohl, ähnlich wie die Basilika zu Pompeji, mit Fallgatter geschlossen.

Der dem Eingang gegenüberliegenden Schmalseite legt sich fast in der vollen Breite der drei Schiffe eine grosse Halbkreisnische vor. Zwei Tritte führen zum Podium dieser Nische empor, und rings um ihre Wandung ziehen sich gleichfalls terrassenförmig 8 Sitzreihen herum.

Hervorzuheben ist, dass eine Quersäulenstellung vor der Apsis völlig mangelt, so dass die ganze Disposition des Grundplanes nicht im Geringsten von dem Grundplane christlicher Basiliken mit weit angelegten Apsiden variiert.

Angesichts dieser zahlreichen Beweise dürfte es eine müssige Aufgabe sein, aus dem Umstande, dass Vitruv bei seiner allgemeinen und lückenhaften Anweisung zum Bau der Basiliken keine Apsisanlage erwähnt, überhaupt die Folgerung zu ziehen, dass eine solche den antiken Basiliken gemangelt habe, wie dies Zestermann thut. Wenn die Basiliken wirklich nur alles das haben und nicht haben dürften, was Vitruv bei dieser seiner Anweisung (V. I § 4—10) sagt oder verschweigt, so würde es nicht nur um die Basiliken selbst, sondern auch um unsere Kenntnis derselben sehr schlecht stehen. Wir wüssten dann von Basiliken weiter nichts, als dass es doppelgeschossige Säulenhallen waren, die sich um einen länglichen, entsprechend breiteren Mittelraum zogen. Ob sie überhaupt Umfassungsmauern hatten, ob das Mittelschiff offen oder bedeckt, ob es gleich hoch mit den Säulenhallen oder über diese emporgeführt war, ob es auch fünfschiffige Basiliken gegeben, ob auch ein Tribunal vorhanden gewesen: über alle diese Punkte erfahren wir aus seiner Anweisung nicht das Geringste. Besseren Aufschluss enthält seine Beschreibung der von ihm zu Fanum erbauten Basilika. Obgleich auch sie nach seinem eigenen Geständnisse keine Musterbasilika ist, sondern einige durch lokale Einflüsse und Ersparungsrück-

sichten bedingte Abweichungen aufweist, so zeigt doch sie auch die von Zestermann so hartnäckig bestrittene Apsis, die hier, durch lokale Verhältnisse bedingt, nicht an der Schmalseite, sondern im Pronaos des an die Langseite der Basilika anstossenden Augustustempels in der Form eines nicht vollkommenen Kreises angebracht wurde.

Vitruv allein würde mithin für unsere Kenntnis der antiken Basiliken nicht ausreichen. Erst die Herbeiziehung und kritische Vergleichung der aus der Römerzeit uns überlieferten Basilikenüberresten im Zusammenhalt mit den von Vitruv gemachten Aufzeichnungen vermag uns ein richtiges und klares Bild von dieser so wichtigen Gebäudegattung zu geben.

Und da stellt sich denn heraus, dass eine feststehende, unter allen Umständen bindende, kanonische Regel für die Anlage der Basiliken kaum bestanden haben dürfte, oder, wenn sie ja in der Theorie bestand, in der Praxis nicht geübt wurde.

Die Basiliken waren eben nichts anderes, als kleine bedeckte Fora, und sollten wie diese dem gemeinsamen Zwecke des kaufmännischen Verkehres und der bürgerlichen Rechtspflege dienen. Sie bestanden deshalb aus zwei Hauptteilen, aus einem durch Säulenhallen umzogenen Hauptraum und einem erhöhten an der Seite angebauten Tribunale für die Gerichtssitzungen. Die Grösse, Form und Verbindungsweise dieser notwendigen Teile konnte natürlich wechseln, örtliche Bedürfnisse und Stylverhältnisse, Jahrhundertlange Entwicklungsepochen mussten Abweichungen vom üblichen Schema herbeiführen.

Einige dieser Abweichungen, wie die Anlage von Zimmern um die Basilika von Otricoli, die Ersetzung der inneren Säulenstellung durch aussen angebrachte Säulenflügel in der einen Basilika von Palmyra, die Anlage von rechtwinkligen Exedren statt der runden in den Basiliken zu Pompeji und Herculaneum, die Anlage der Apsis im Segmentbogen an der Langseite der Basilika zu Fanum, haben wir bereits erwähnt, und auf die Basilika Constantins mit Pfeilern und Wölbung sei hier hingewiesen.

Ja die Basilika Julia und eine später näher zu beschreibende Basilika zu Chaqqa in Syrien scheinen gar keinen besonderen baulichen Teil für das Tribunal gehabt zu haben, in welchem

Falle das Tribunal aus einem hölzernen, transportablen Podium bestanden haben wird.

So mannigfaltig nun auch die Art und Weise ist, in welcher diesen Raumforderungen genügt wird, so lassen sie sich doch auf die zwei oben angeführten Grundformen eines viereckigen, durch Säulen geteilten Raumes und einer Exedra zurückführen.

Die gebräuchlichste Form der Exedra war die der halbkreisförmigen, mit einer Halbkuppel bedeckten Apsis. Diese Form musste schon aus akustischen Gründen für die Anlage des Tribunals eine beliebte Anwendung finden, wie wir sie denn auch in den Curien und im Sitzungssale der Dekurionen in Pompeji vorfinden.

Von den in schriftlicher Ueberlieferung und in Ruinen uns bekannt gewordenen neun Basiliken haben nicht weniger als sieben, und zwar die Basiliken zu Fanum, Antiochien, Otricoli, die beiden Basiliken zu Palmyra, die Ulpia und die konstantinische Basilika zu Rom eine halbkreisrunde Apsis aufzuweisen; während nur zwei: die Basiliken von Pompeji und Herculaneum, und diese wohl auch nur durch griechischen Einfluss, eine viereckige Exedra haben.

Die Verbindung des Tribunals mit dem Langhause wurde an allen diesen Basiliken, nur die von Fanum ausgenommen, in der Weise vollzogen, dass sich die Exedra an die dem Haupteingang gegenüberliegende Schmalseite anlehnte.

Die Basilika, aus halbkreisförmiger Exedra bestehend, war somit die gebräuchlichste Form dieser Gebäudegattung, die auch das Muster für die Hausbasilika abgegeben haben wird. Nur in einer Beziehung wird die Hausbasilika, wie Reber mit Recht annimmt, den basilikalen Urtypus geändert haben, indem sie nämlich die in den forensischen Basiliken vor der Apsis querstehende Säulenreihe beseitigte. Seinen hiefür angeführten constructiven Gründen glaube ich noch einen weiteren Grund aus Vitruv beigesellen zu können.

Während nämlich in der forensischen Basilika, um dem doppelten Zwecke als Börse und Tribunal zu genügen, Langhaus und Apsis durch Säulenstellung und Gallerie in zwei Teile getrennt waren, fiel in der Privatbasilika diese Doppelteilung weg, weil in ihr nach Vitruvs Zeugnis nur Beratungen und Privat-

gerichte abgehalten wurden, die keine Getrenntheit des Raumes verlangten.

Diese Vereinfachung der Hausbasilika war übrigens auch schon in den forensischen Basiliken ganz oder teilweise angebahnt worden. Plutarch (Cat. min. 5) berichtet, dass die Volkstribunen in der Basilica Porcia eine ihren Stühlen hinderliche Säule entfernten. Wenn Reber annimmt, dass diese Säule eine der vor der Apsis befindlichen Säulenstellung war, so kann man ihm unbedingt beistimmen. Ebenso liess auch Vitruv in seiner zu Fanum erbauten Basilika zwei Säulen vor der Apsis weg. Die Säulenstellung vor der Apsis fehlt endlich auch der Basilika zu Otricoli und der dreischiffigen Basilika zu Palmyra.

Doch sind wir für die Rekonstruktion der Hausbasiliken nicht ausschliesslich auf Vermutungen angewiesen. Einige nach vorhandenen Ruinen aufgenommene Pläne verschaffen uns auch die erforderliche architektonische Beglaubigung.

So enthält die als Palast des Constantin bezeichnete Ruine in Trier einen grossen Saal, der durch zwei Säulenreihen in drei Schiffe geteilt wird und an der einen Schmalseite in eine Apsis ausläuft. (Otte, deutsche Baukunst 29.) Eine Hausbasilika mit drei Schiffen und einer Apsis hatte der Palast des Diokletian zu Spalatro. (Hirt, Gesch. d. Baukunst Taf. XXVII D.) Eine dreischiffige sehr geräumige Basilika mit Apsis und Vorhalle befand sich in der Villa der Quinctilier. (Canina, Via Appia XXXII.) Diese Basilika schloss sich mit ihrer Vorhalle unmittelbar an den Peristyl des Gebäudes an und zeigt genau die Aufeinanderfolge der Räume, wie wir sie bei der aus Atrium und Langhaus bestehenden christlichen Basilika vorfinden.

Die Privat-Basilika, deren Form wir teils aus der Nachahmung der forensischen Basiliken, teils aus den Berichten Vitruvs und aus überlieferten Ruinen rekonstruieren konnten, ist in ihrer Verbindung mit dem vorgelagerten Peristyl der Raum, den die ersten Christen allen Ueberlieferungen gemäss zu ihrem Gottesdienste benutzten. Diese Räume sind es auch, welche den Christen, als sie bei ihrer raschen Vermehrung an die Errichtung selbstständiger Gotteshäuser denken mussten, als Vorbild dienten.

Die frühere Annahme dagegen, dass die christliche Basilika aus der antiken forensischen Basilika dadurch ihren Ursprung genommen habe, dass antike Marktbasiliken von Constantin in christliche Kirchen umgewandelt wurden, ist unhaltbar.

Denn Marktbasiliken konnten zu Constantins Zeiten deswegen den Christen nicht zur gottesdienstlichen Benützung übergeben worden sein, weil sie damals für Handel und Verkehr und für die Gerichtssitzungen so wenig entbehrlich waren, dass sich sogar Constantin genötigt sah, zwei neue Markt-Basiliken erbauen zu lassen (Zestermann l. c). Ebenso ist die Tradition von Schenkung solcher Basiliken an die Christen völlig grundlos und durch keine einzige Stelle zu belegen. Dagegen ist es die Privatbasilika, die von den Christen nachweislich zum Gottesdienste benützt wurde, und die Namen und Gestalt auf die christliche Basilika übertragen hat. Hiefür lassen sich ausser den bereits erbrachten Gründen noch andere Beweise anführen.

Schon lange vor Constantin, zur Zeit des Kaisers Alexander Severus bauten die Christen eigene Gotteshäuser, und gegen das Ende des III. Jahrhunderts befanden sich sogar schon 40 Kirchen in Rom, welche von schismatischen Christen, den Donatisten, zerstört wurden. Ueber die Form dieser Kirchen ist uns zwar Näheres nicht bekannt, wohl aber können wir mit vollem Rechte annehmen, dass sie von der Form der bisher als Hauskapellen benützten Privatbasiliken nicht viel abgewichen sein werden.

Man müsste denn annehmen, dass die Christen, nachdem sie anfänglich in basilikalen Betsälen und Hausbasiliken ihren Gottesdienst gefeiert und sich an diese praktisch bewährten Räume gewöhnt hatten, plötzlich in einem ganz neuen und abweichenden Style gebaut hätten, um im 4. Jahrhundert unter Constantin wieder zum Basilikenstyl zurückzukehren. Hätte nun aber, was von vorne herein, weil zu unnatürlich auch unglaublich ist, ein derartiger Sprung in Wahrheit stattgefunden, so bleibt es unerklärlich, warum diese eigentümliche, von der Basilika abweichende Form nicht auch für späterhin und über Constantins Zeit hinaus beibehalten wurde, warum christliche Kirchenschriftsteller, die doch sonst mit sichtlichem Behagen bei der Schilderung gottesdienstlicher Gebäude verweilen, mit keiner Silbe uns von dieser Veränderung Nachricht geben. Richter (die

christliche Kunst in ihren frühesten Anfängen) bezeichnet zwar die von den berühmten Katakombenforschern Marchi und Rossi an der Via Appia-Ardeatina entdeckten, der hl. Soter, dem hl. Sixtus und der hl. Cäcilia geweihten altchristlichen Kapellen, welche aus einem quadraten Raume bestehen, an dessen 3 Seiten sich halbkreisförmige kuppelgedeckte Nischen anschliessen, als die ersten urchristlichen Kirchen.

Wir haben in ihnen jedoch nichts Anderes, als zwei christliche Grabkirchen (Oratorien) zu betrachten, die in ihrer Form aufs Genaueste mit einem antiken an der Via Appia befindlichen Grabtempel übereinstimmen. (Stockbauer, der christliche Kirchenbau 82; Marchi, monumenti delle arte cristiane primitive tav. XLV und XLVI.) Für Abhaltung des Gottesdienstes viel zu klein und ungeeignet, sind sie auch ohne allen Einfluss auf den späteren Kirchenbau geblieben.

Doch fehlt es uns auch nicht an positiven Zeugnissen, welche uns die Beibehaltung des aus dem antiken Hause hervorgegangenen Basilikenstyls verbürgen. Optatus Milevitanus (de schismate Donatistarum lib. II c. 4) nennt die 40 von den Donatisten gegen Ende des III. Jahrhunderts zerstörten Kirchen Roms ausdrücklich Basiliken.

Optatus schrieb allerdings erst um das Jahr 370, allein er stand doch immerhin jener Zeit der Zerstörung so nahe, dass ihm durch mündliche oder schriftliche Tradition die Form dieser Kirchen wohl bekannt sein konnte. Konnte er uns ja auch von den hölzernen Altären und den darüber befindlichen Leinwanddecken, ferner von Kelchen aus Metall, Glas und Holz nähere Mittheilungen machen!

Den wichtigsten und schlagendsten Beweis für unsere Annahme aber bietet uns ein Brief Constantins, den er zur Erbauung der hl. Grabkirche an Makarios schrieb (Euseb. vita Const. III 31). „Deinem Scharfblicke“, so schreibt Constantin, „kommt es zu, solche Anordnung und Fürsorge für alles Nötige zu treffen, dass nicht nur eine Basilika, schöner als irgendwo (*βασιλικὴν τῶν ἁπανταχοῦ βελτίονα*), sondern auch das Uebrige so gebaut werde, dass alle Prachtgebäude in jeder Stadt von diesem Gebäude übertroffen werden.“

Hier also gebraucht Constantin den Ausdruck „Basilika“ zur Bezeichnung einer für ihn aufzuführenden Gebäudeform ohne alle weitere Erklärung, woraus hervorgeht, dass die mit Basilika bezeichnete Gebäudeform eine völlig feststehende, hinlänglich bekannte und daher nicht weiter zu definierende Gebäudegattung war. Es musste also der christliche Basilikenbau schon vor Constantin förmlich entwickelt und zu einer vollendeten und abgeschlossenen Form gelangt sein, wenn Constantin mit dem einfachen Worte Basilika das ganze Wesen dieser Bauform bezeichnen konnte. Auch muss es schon vor dieser ersten, auf kaiserlichen Befehl erbauten Basilika häufig anderwärts Basiliken gegeben haben, die von der Grabkirche übertroffen werden sollten.

Geht aus diesen Nachweisungen unwiderlegbar hervor, dass die Basilikenform schon lange vor Constantin geübt wurde, so fehlt es uns andererseits auch nicht an Denkmälern, welche diese Annahme verbürgen. In den Katakomben zu Rom konnte ich mehrere unterirdische Kirchen zusammenstellen, die aus Langhaus und Apsis bestehend, bereits ganz die basilikale Form aufweisen, nur von der Säulenstellung wurde bei der Kleinheit der Dimension und der geologischen Beschaffenheit des vulkanischen Körnertuffes Abstand genommen. (Rossi, tom. I tav. XXXV– XL).

Die bedeutendste Basilika ist in dem Cimeterium des hl. Hermes (Perret l. c. fol. III Pl. XXXIII und Marchi, taf. XXXVIII). Es ist eine für Katakombenräume verhältnismässig geräumige, 2 m. hohe, 7 m. breite und 18 m. lange Kirche, aus einem hohen, tonnengewölbartig bedeckten oblongen Raume bestehend, an dessen Schmalseite dem Haupteingang gegenüber sich eine hohe Apsis fast in der vollen Breite des ganzen Schiffes anschliesst. Nach Marchi's Meinung ist sie um das Jahr 116 nach Christus aus heidnischen unterirdischen Bädern entstanden.

Eine geradezu überraschende Gleichheit in Form und Dimension zeigt eine unterirdische Kirche bei Surp-Garabed in Cappadocien, deren Abbildung ich dem Werke von Texier und Popplewell (l. c. pag. 39) verdanke. Ohne Zweifel ist auch sie vor Constantin in Zeiten der Verfolgung entstanden. Denn mit der vorderen Basilika steht durch eine geheime Felsthüre noch eine ganz gleiche, nur kleinere Basilika in Verbindung, die jedenfalls als letzter und äusserster Zufluchtsort diente und durch

einen verdeckten Schacht von Aussen frische Luft bezog. Eine unterirdische Kirche mit basilikaler Form befindet sich endlich auch in den Katakomben von Neapel. (Bellermann l. c. Pl. XIII A.)

Wenn es nun nach den bisherigen Ausführungen kaum mehr einem Zweifel unterliegen kann, dass die christliche Basilika sich ursprünglich aus der antiken Privatbasilika mit dem ihr vorliegenden Peristyl entwickelt habe, so wird doch auch ein direkter Einfluss der forensischen Basiliken zur Zeit des Kaisers Constantin nicht von der Hand zu weisen sein. Als es galt, der siegreichen Kirche grossartige, mit aller erdenklichen Pracht ausgestattete Kirchen als weithin glänzende Siegesdenkmäler des christlichen Glaubens zu errichten, da mochten die kleinen, in bescheidener Pracht und Dimension erbauten Privatbasiliken kaum mehr als entsprechende Muster für die möglichst prächtige Ausstattung des christlichen Kirchenbaues ausgereicht haben.

Das kopierende Auge des christlichen Architekten und Bauherrn wird sich vielmehr den glänzenden Vorbildern der Privatbasiliken, den forensischen Basiliken, zugewendet haben, die sowohl durch die Grossartigkeit der Anlage, als auch durch den Reichtum des Materials und die Fülle des Schmuckes zu den prachtvollsten Gebäuden des Römertums zählten. Wie kostbar solche Gebäude ausgeführt wurden, beweist schon die Summe von über 6 Millionen Mark, welche Aemilius Paullus für die von ihm erbaute Marktbasilika aufwendete. (Zestermann l. c. 101). Diese mit so ungeheurem Kostenaufwand aufgeführten und im ganzen Reiche verbreiteten Marktbasiliken mögen wohl für die prachtvolle Ausstattung der christlichen Basiliken das Vorbild abgegeben haben, während in der Zusammensetzung und Aufeinanderfolge der Räume des Atriums, Langhauses und der Apsis ursprünglich die Privatbasilika als Muster massgebend blieb.

Fassen wir nun den Gesammteindruck der christlichen Basilika ins Auge, so präsentiert sich uns zunächst das Atrium, ein mit Säulenhallen umzogener viereckiger Hof, der seinen Ursprung aus dem Peristyl des antiken Hauses um so weniger verleugnen kann, als er auch den in der Mitte des antiken Peristyls befindlichen Brunnen und die Länge- und Breitedimension des antiken Peristyls mit herübernimmt. Denn obgleich für den Vorhof die

quadratische Form sehr nahe liegt, so wurde dennoch in genauer Nachahmung des mehr oblongen als quadratischen antiken Peristyls das christliche Atrium öfter in oblonger Gestalt angelegt, wie dies die frühesten Kirchen St. Peter und S. Croce in Jerusalemme in Rom und eine Basilika zu Guennaouât in Syrien aus dem IV. Jahrhundert (Vogué, Syrie Pl. 19) beweisen. Dieses Atrium, das in der vorkonstantinischen Zeit einen unentbehrlichen Bestandteil der christlichen Basilika ausmachte, weil hier die Katechumenen, die noch nicht das Innere der Kirche betreten durften, sich aufhielten, fiel jedoch später bei den meisten Basiliken weg, nachdem mit dem Siege des Christentums die Zahl der Neueintretenden sich minderte; an die Stelle des Atriums trat eine einfache Säulenvorhalle, und der im Atrium stehende Reinigungsbrunnen (cantharus) schrumpfte zum Weihwasserbecken am Eingang der Kirche zusammen. Durch die mit Bronze beschlagenen Thüren, die der Anzahl der Schiffe zu entsprechen pflegten, gelangte man in das Innere des oblongen Raumes, der durch zwei oder vier Säulenstellungen in drei oder fünf Schiffe geteilt wurde, von denen das mittlere, ganz wie in der Antike, die Seitenschiffe an Breite überragte. Die Seitenschiffe trugen Emporen, die sich durch eine zweite Säulenstellung von geringerer Dimension nach antikem Vorgange gegen das höher emporgeführte und oben mit Seitenfenstern erleuchtete Mittelschiff öffneten. Fussböden und Wände wurden wie in der antiken Basilika mit kostbaren Marmorplatten überzogen, die Decken nach antikem Vorbilde cassetiert und reich mit Gold belegt. Dem Eingang gegenüber schloss sich in der vollen Breite des Mittelschiffes die um einige Stufen erhöht liegende halbkreisförmige, mit einer Halbkuppel bedeckte Apsis an, die in den europäischen Ländern auch nach aussen in runder Form vorspringt, in den afrikanischen und asiatischen häufig eingebaut zu sein pflegt. Dem Halbkreis entlang ziehen sich, wie in der antiken Basilika die Sitze der Richter, so hier die Bänke der Priester hin, in deren Mitte auf erhöhtem Sitze der Bischof Platz nimmt. Vor ihm erhebt sich, oft von einem säulengetragenen Baldachin nach Art der antiken aedicula überdacht, der Altar, auf welchem das heilige Opfer dargebracht wird. So war vermöge des antiken Vorbildes ein Raum geschaffen, der bei der grössten Einfachheit der Grund-

form allen Forderungen des christlichen Ritus vollständig genügen konnte. Unwiderstehlich wird das erstaunte Auge des Eintretenden durch die parallel sich hinziehenden, in herrlichen Bogenlinien verbundenen Säulenreihen nach dem Ziel und Schlusspunkt der ganzen Anlage, der Apsis, hingeleitet, wo als erhabenster Mittelpunkt des göttlichen Mysteriums sich der Altar befindet, und aus dem mystischen Halblicht der hohen Apsiswölbung die erhabenen Gestalten Christi und seiner Heiligen in Goldmosaik gross und feierlich hervorschimmern.

So reich und prächtig das Innere der Basilika ausgestattet ist, so gänzlich ohne alle architektonische Gliederung und Verzierung blieb ihr Aeusseres, und deutet auch damit auf die im antiken Hause eingebaute, einer Façade entbehrende Privatbasilika als auf ihren eigentlichen Ursprung zurück. Doch gewährt die Anlage des hohen, von einem ziemlich steilen Satteldach bedeckten Mittelschiffes, an welches sich die niedrigen Seitenschiffe mit ihren Pultdächern in bescheidener Abhängigkeit lehnen, in der mehrstöckigen pyramidalen Aufgipfelung einen höchst imposanten Anblick, in dem bereits der Keim zu den späteren himmelanstrebenden Domen des Mittelalters nicht zu verkennen ist.

Diese Form der christlichen Basilika, wie sie aus der antiken Basilika hervorgegangen war, wurde in Afrika und im Orient unverändert beibehalten; im Occident dagegen erfuhr sie fast durchgehends eine Vereinfachung, die darin bestand, dass die Emporen über den Seitenschiffen wegfielen, wodurch die Höhe des Mittelschiffes die der Seitenschiffe um die Hälfte überragte, und der pyramidale Aufbau nur noch mehr gesteigert wurde. Auch wurde in einzelnen Basiliken zwischen Apsis und Langhaus ein Querbau, etwa in der Breite des Mittelschiffes, als Kreuz- oder Querschiff eingefügt. Gegen das Mittelschiff öffnete sich dieses Querschiff durch einen hohen, auf zwei mächtigen Säulen ruhenden Bogen, Triumphbogen genannt, der bereits in der Antike in ganz ähnlicher Weise bei einer Basilika zu Palmyra und bei dem Jupitertempel zu Balbek (Cassas l. c. II 27 – 30) vorgebildet war.

Von diesen wenigen Umgestaltungen abgesehen, behält die christliche Basilika die von der Antike ererbte Form im Grundplan und Aufriss beinahe ein ganzes Jahrtausend bei, ohne dass

im eigentlichen architektonischen Sinne von einer Fortentwicklung die Rede sein könnte. Weit entfernt ein konstruktives Prinzip consequent durchzubilden und ihm eine entsprechende Formsprache zu schaffen, bleibt sie bei der von der Antike ererbten Form und Gewandung stehen. Selbst der später hinzutretende Turmbau hat in Italien keine organische Entwicklung hervorzurufen vermocht. Und so hat denn die altchristliche Basilika in konstruktiver Hinsicht keine neue That vollbracht, wie wir dies doch einigermassen von den christlichen Rundbauten nachweisen konnten, die frühe schon Regungen einer mehr bewussten Selbstständigkeit im Grundplan und Aufriss an den Tag legten.

Von einer vollständigen Aufzählung und Beschreibung der altchristlichen Basiliken werde ich bei der Beschränktheit des mir hier zu Gebote stehenden Raumes um so mehr dispensiert werden können, als ja alle Basiliken das oben beschriebene Basiliken-Schema in der Hauptsache befolgen, und ihre formale und dekorative Ausstattung im Zusammenhang mit derjenigen der Rundbauten eine ausführliche Darstellung finden wird.

Es dürfte vielmehr genügen, die hervorragendsten Gebäude dieser Gattung nach lokalen Gruppen hier kurz zusammenzustellen.

Basiliken der frühesten christlichen Periode finden wir im nördlichen Afrika, wo das siegreiche Vordringen des Islam im 7. Jahrhundert jede weitere Umbildung altchristlicher Bauten verhinderte. Die vorhandenen Ruinen zeigen alle das übliche Basilikenschema aus Apsis und Langhaus mit Emporen bestehend, doch ohne Atrium und Vorhalle. Statt der Säulen werden häufig Pfeiler zur Teilung der Schiffe verwendet. Fünfschiffige Pfeilerbasiliken finden sich zu Orleansville und zu Ibrim in Nubien; dreischiffige Pfeilerbasiliken zu Gustun in Nubien und zu Dajr-Abu-Faneh und Fostat in Egypten und zu El Hayz, einer Oase der libyschen Wüste. (Kugler, Geschichte der Baukunst I, 373—376; Mothes l. c. 29—31).

In Italien scheiden sich die Denkmäler der altchristlichen Architektur in zwei Hauptgruppen. Rom und Ravenna, die beiden politisch wichtigsten Städte des Occidents in der altchristlichen Zeit, bilden auch die Hauptsitze der umfassendsten architektonischen Thätigkeit. Am glänzendsten entwickelte sich der Basiliken-

bau in Rom, welches aus dem Mittelpunkte des Heidentums der Hauptsitz des Christentums wurde. Die römisch-christliche Basilika unterscheidet sich von der antiken Namensschwester nur insoferne, als bei ihr in den meisten Fällen die Gallerien auf den Seitenschiffen wegfielen, während sie nur in vier Beispielen beibehalten wurden. Ausser dem Atrium tritt auch das Querschiff bei einigen Basiliken auf. Die formale Gliederung und Ausschmückung der römischen Basilika ist völlig antik, wurde sie ja nur mit Hülfe antiker Beutestücke durchgeführt. Die edelsten Glieder antiker Architektur und Plastik, Säulen und Friese, Thürgewandungen und Basreliefs wurden den Tempeln entnommen und christlichen Basiliken eingefügt. Die antiken Tempel wurden zu Steinbrüchen, aus denen die altchristliche Architektur für ihre Bauten Struktur und Schmuck zusammenraffte. Je mehr antike Bauten noch vorhanden waren, die man zu diesem Zwecke plündern konnte, desto mehr kostbare Reste erhielt man für die Ausstattung der christlichen Kirchen. Daher sind die frühesten Basiliken am herrlichsten und reichsten hinsichtlich ihres baulichen und dekorativen Details, je später, um so ärmlicher, roher und verschiedenartiger wird ihre innere Ausstattung.

Ausgezeichnet durch Grösse und reiche Ausstattung war die von Contsantin erbaute fünfschiffige Peterskirche mit Querschiff und Atrium, die dem Bau der neuen Peterskirche weichen musste. Sie wurde an Grösse und Pracht der Ausstattung noch übertroffen durch die zwischen 386—400 erbaute Paulskirche, die in ihrer fünfschiffigen Anlage mit Atrium und Querschiff wohl die grösste Kirche war, die je gebaut wurde. Leider fiel sie, nachdem sie fast anderthalbtausend Jahre hindurch allen Stürmen, die über Rom dahingebraust waren, Stand gehalten, im Jahre 1823 einem Brande zum Opfer.

Die grösste dreischiffige Basilika Roms ist Maria Maggiore, gleichfalls noch aus dem IV. Jahrhundert, während ihr Querschiff einer späteren Periode angehört.

Der constantinischen Zeit gehört auch die dreischiffige Basilika Sessoriana mit Querschiff und Emporen an. Emporen zeigen ferner die dreischiffigen Basiliken S. Lorenzo fuori la

mura, S.S. quatro coronati und S. Clemente, welch letztere Basilika auch mit einem Atrium geschmückt ist.

Ausserhalb Roms nenne ich noch den grossen Dom, S. Maria maggiore bei Capua, dessen fünf Schiffe von 54 antiken Säulen, Ueberresten der alten Herrlichkeit Capuas, gebildet wurden. (Hübsch l. c. Bunsen, die Basiliken des christlichen Roms; Guttensohn und Knapp, Denkmale der christlichen Religion).

Ravenna, seit 404 die Residenz der abendländischen Kaiser und des Ostgothen Theoderich, wurde von diesen Herrschern mit zahlreichen und glänzenden Bauten ausgestattet, die Dank der späteren fast tausendjährigen Verödung der Stadt von modernen Umbildungen und Zerstörungen mehr als anderswo verschont geblieben sind. Die Anlage der ravennatischen Basilika ist diejenige eines dreischiffigen Langhauses mit einer nach aussen polygon vorspringenden Apsis, aber ohne Querschiff und Emporen (Hübsch l. c.; Guast; Ravenna).

Gewährten die Basiliken Roms einen unerquicklichen Anblick, weil ihre dekorative Ausstattung aus ungleichartiger Zusammenstellung antiker Fragmente besteht, so sind die ravennatischen Basiliken gleichsam aus einem Guss und Fluss entstanden; alle architektonischen Einzelnglieder, Säulenschafte, Basen, Capitäle und Gesimse sind eigens für den Bau geschaffen und, so gut die schon ziemlich gesunkene Technik dies vermochte, antiken Vorbildern nachgeahmt.

Die dreischiffige Basilika S. Giovanni Evangelista ist das einzige Gebäude, das noch aus antiken Fragmenten die Struktur und Dekoration zusammensetzt, während der Schmuck der Basilika San Francesco bereits aus neugeschaffenen Ziergliedern besteht. Die bedeutendste der gothisch-arianischen Kirchen ist die Basilika San Apollinare nuovo. Sie ist dreischiffig und bietet in ihrem Innern das seltene Beispiel einer wohl erhaltenen altchristlichen Dekoration. Säulen und Capitäle, Archivolten, Friese und Kranzgesimse, die reichvergoldeten Balken und Cassaturen der Decke, Alles ist noch ganz im antiken Geiste gedacht und ausgeführt. Eine hervorragende Kirche ist endlich auch die in der nahen Hafenstadt Classis gelegene Basilika S. Apollinare in Classe. Sie ist besonders interessant durch ihre wohlerhaltene Façade mit rundbogigen Blendarkaden, die auf schwach vor-

tretenden Lisenen die Fenster umrahmen, eine Façadengliederung, die auch in anderen Bauten Ravennas häufig vorkommt.

Eine der interessantesten auf uns gekommenen Basiliken ist die dreischiffige Kathedralkirche zu Parenzo auf der Halbinsel Istrien. Sie hat, obgleich erst im 6. Jahrhundert erbaut, noch ein vollständiges Atrium und zeigt an der Chorseite und an der Façade noch die ursprünglichen Mosaiken, was sonst bei keinem altchristlichen Monumente mehr der Fall ist. Auch das Innere der Apsis überrascht durch die seltene Erhaltung der ganzen Ausstattung. Hier sieht man noch die alten Mosaiken, die Marmorvertäfelung der Wand, den ganz antik gehaltenen Mosaikfussboden und die Sitze des Presbyteriums mit der erhöhten bischöflichen Cathedra. (Hübsch, XX, 1—19 u. XXIX, 6—9, LV, 2).

Die Basiliken des Orientes schliessen sich, indem sie auch die Emporen über den Seitenschiffen beibehalten, am innigsten dem antiken Vorbilde an.

Die von Constantin erbaute und von Eusebius (vit. Const.) beschriebene Basilika am hl. Grabe zu Jerusalem war eine fünfschiffige, mit Emporen und einem Atrium versehene Basilika, deren Mittelschiff Säulen hatte, während die Seitenschiffe durch Pfeiler getrennt wurden.

Eine fünfschiffige Basilika ist ferner die noch erhaltene, von Constantins Mutter erbaute Marienkirche zu Bethlehem (Vogué, les églises de la terre sainte.)

Aus dem 5. Jahrhundert stammt die vom Patrizier Studios gegründete Klosterkirche des hl. Johannes zu Constantinopel und die in die Moschee Eski-Dschuma verwandelte Kirche zu Thessalonich. Beides sind dreischiffige Säulen-Basiliken mit Emporen und halbkreisförmiger Apsis. Eine zweite, dem hl. Demetrius geweihte Basilika zu Thessalonich ist fünfschiffig und scheint gleichfalls aus dem V. Jahrhundert zu stammen. Alle diese Basiliken unterscheiden sich in ihrer dekorativen Ausstattung wenig von den der Antike in dekorativer Hinsicht so nahe stehenden abendländischen Basiliken.

Bald jedoch gestaltete sich im byzantinischen Reiche unter dem vereinten Wirken mancher äusseren und inneren Ursachen eine andere Bauweise, welche von der flachgedeckten Basilika Abstand nahm und sich das bei den Römern entwickelte Kuppel-

system zum Vorbilde wählte, wie wir dies bereits oben bei den Kuppelbauten näher besprochen haben.

Auch diesseits der Alpen verbreitete sich mit dem Christentume die antike Bauweise, die zumal an den in Frankreich, im westlichen und südlichen Deutschland zahlreich vorhandenen Resten altrömischer Kunst nicht allein Vorbilder, sondern auch Baumaterialien fand. Auch hier herrschte im Allgemeinen das Basilikensystem wie es in Rom gebräuchlich war, doch sind fast gar keine Denkmale in ursprünglicher Anlage auf uns gekommen.

Als wichtigstes Denkmal der vorkarolingischen Epoche dürfte im ganzen Norden der Dom von Trier anzuführen sein, dessen ursprüngliche Gestalt sich aus den mannigfachen Umbauten und Erweiterungen der späteren Zeit klar herausschälen lässt. Er wurde angeblich im Jahre 328 geweiht und zeigt in seinem Grundplan die Anlage einer Basilika, deren quadrates Langhaus auf jeder Seite durch zwei mit kühn gespannten Bögen verbundene Säulen in drei Schiffe geteilt wird. Die aufgefundenen Details zeigen eine schwerfällige, rohe Nachahmung der antik-römischen Formen.

Technik, formale Gliederung und Ausbildung der altchristlichen Architectur.

Was nun die Form und Gewandung anlangt, in welche die altchristliche Baukunst ihre architektonischen und dekorativen Glieder kleidet, so gesteht selbst Hübsch, gewiss ein unverdächtiger Zeuge, zu, dass diese Seite der christlichen Kunstwerke sich völlig in klassisch-antiker Weise fortsetze. Das Gleiche gibt er auch hinsichtlich der Technik zu, nur in der Construktion sollen nach seiner Meinung die christlichen Architekten gleich vom Anfang an die antiken Baumeister an Kühnheit übertroffen haben.

Es wird deshalb unsere Aufgabe sein, auch bei diesem Punkte nachzuweisen, dass die christlichen Architekten nur die Schüler und Nachahmer der antiken Baumeister waren.

Hinsichtlich der Technik im Aufmauern der Wände findet sowohl bei den Kirchenbauten des Occidents wie des Orients eine direkte Fortsetzung der Antike statt. Man bediente sich bei den christlichen Kirchenbauten derselben Arten von Backsteinen, desselben Mörtels (Texier, pag. 6: „Le mortier des Byzantins, comme celui des Romains, se compose de un tiers de chaux grasse, un tiers de sable et un tiers de briques pilées“) und derselben Mauerungsweise wie in der Antike, nur mit dem Unterschiede, dass die in der Antike geübte Genauigkeit und Sorgfalt in Legung der Steinschichten in der christlichen Periode immermehr schwindet, die Mörtelfugen immer dicker und unregelmässiger werden, so dass die mehr oder minder sorgfältige Mauerung als Kriterium für das Alter des Baues gelten kann (Hübsch, pag. 8 Anm. 5).

Im scharfen Gegensatz zum antiken Tempel, dessen Aussenseite eine reich gegliederte Säulen-Façade erhält, blieb der altchristliche Kirchenbau, der alle Pracht für den Innenbau aufbewahrte, im Aeusseren gewöhnlich ohne alle architektonische Gliederung; höchstens dass man die Gesimse mit antikem Profile und antiken Consolen ausstattete. Nur die Bauten Ravenna's machen, wie oben bereits angedeutet, eine Ausnahme. Man verwendete daselbst zur Teilung der Wandfläche schmale pilasterartige Mauerstreifen, sogenannte Lisenen, die aus dem Sockel aufsteigend, unter dem Dachgesimse in einen Fries auslaufen, der aus einzelnen kleinen Rundbogen zusammengesetzt wird.

Diese Gliederung und Geschlossenheit der ravennatischen Façaden ist es, die Hübsch als besondere Errungenschaft der altchristlichen Architektur preist, „während die antike Architektur einer organischen und selbstständigen Gliederung der geschlossenen Façade ermangelte und als Surrogat dafür nur die Pilasterfaçade gekannt hätte.“ Diese Behauptung, auf die er mehrmals in seinem sehr schätzbaren Werke zurückkommt (Hübsch l. c. XXVII pag. 26 und 34), beruht auf völligem Irrtum, denn auch die antike Architektur hatte bereits dieselbe geschlossene, mit Lisenen und Rundbogen gegliederte Façade gekannt, wie wir sie in Ravenna in christlichen Bauten vorfinden. Den Beweis hiefür finde ich in Hübsch's eigenhändiger Abbildung der antiken Ba-

silika zu Trier (Hübsch Pl. II Fig. 7), welche dieselbe Lisenengliederung aufweist.

Der Rundbogenfries endlich, von dem Hübsch an mehreren Stellen sagt, dass er zum erstenmal in der altchristlichen Epoche auftauche, wird von ihm selbst an einem antiken Denkmale, an der antiken Wandverzierung der Basilika St. Andrea in Barbara zu Rom abgebildet. (Hübsch XXX, 18).

Bisweilen wurden auch an christlichen Kirchen Bossagesteine künstlich nachgeahmt, wie dies schon bei den Römern der Fall war. (Lenoir, architecture monastique pag. 118 schreibt: „Des bossages ou assises réglées y furent quelquefois tracées à l'instar de ceux que les Romains exécutaient fréquemment pour imiter par un procédé peu couteux une riche construction en pierres de taille".) Thürgewandungen und Thüren der christlichen Kirchen wurden entweder heidnischen Monumenten entnommen, oder ganz im Style der Antike neu angefertigt. So wurde beispielsweise für den Haupteingang zur Basilika St. Sabina zu Rom ein zierlich profiliertes und reich gegliedertes Thürgestell verwendet. (Hübsch l. c. pag 13), welches man einem Junotempel entnommen hatte. „Dans toutes les contrées", sagt Lenoir pag. 129, „où le paganisme avait laissé de beaux fragments de son architecture, on les employa pour décorer les portes des basiliques." Die drei Thürgestelle und Fensterumfassungen der Kirche St. Agostino del crocifisso zu Spoleto sind noch in ganz antiker Weise — ähnlich wie am Triumphbogen des Galienus zu Verona — gestaltet. (Hübsch VII &c.) Selbst in später Zeit wurden an den Thürgestellen noch immer die antike Form und Profilierung beibehalten. So an der Kirchenpforte zu Grotta-Ferrata im Jahre 1000, so an der Hauptthüre von S. Lorenzo fuori le mura im 13. Jahrhundert (Lenoir l. c. 129, 131). Dasselbe Verhältnis wiederholt sich bei den Thüren, die aus Bronze oder Holz bestanden. Auch sie wurden entweder als Beutestücke den heidnischen Tempeln entnommen und in christliche Kirchen versetzt, oder genau nach antiken Mustern neu angefertigt. So zeigt die herrliche Bronzethüre der Sophienkirche in Constantinopel wahrhaft classische Ornamente. Das Baptisterium des Constantin besitzt zwei Thüren von Bronze, die durch ihre Formen noch für ganz antik gelten könnten, wenn nicht verschiedene

Kreuzzeichen auf christlichen Ursprung deuteten. Die erst um das Jahr 1070 ausgeführten Bronzethüren von S. Paul in Rom waren noch ganz im antiken Style ausgeführt. Die Sakristeithüren der Laterankirche sind noch ächt antik-römisch gebildet, obgleich sie aus dem 11. Jahrhundert stammen.

An einer Holzthür der Basilika S. Sabina aus dem 13. Jahrhundert erkennt man den Geschmack und die Einteilung antik-römischer Thüren. Lenoir, dem ich einige dieser Beispiele verdanke, fügt bei: „Les preuves successives suffiront pour demontrer, que les portes et leurs détails de décoration suivirent sans interruption une voie toute latine et qu'au XIII^{e} siècle l'école n'avait pas quitté à Rome la route tracée par l'antiquité".

Die Fensteröffnungen der christlichen Kirchen, die wie an der antiken Basilika sehr gross angelegt und mit Rundbogen überwölbt waren, wurden mit Marmorplatten geschlossen, in denen sich in verschiedenem Dessin bald viereckige, bald runde und längliche Oeffnungen befanden, die wie bei den antiken Bauten mit Alabaster oder Glas ausgefüllt waren. (Hübsch, V 22—27; Lenoir l. c. 133—145; Overbek, Pompeji I, 315).

Das Dach der christlichen Kirchen, besonders der bedeutenderen, war wie die antiken Tempel mit Metall, das der gewöhnlichen Kirchen ohne Zweifel mit Ziegelplatten in römischer Weise bedeckt. Hiefür spricht eine alte christliche Inschrift in der Apsis des hl. Anastasius zu Rom, die bei Mabillon (vetera analecta pag. 359 Paris 1723) publiciert ist. Sie stammt aus dem 6. Jahrhundert und lautet: „Artistes Damasus picturae ornat honore — Tecta quibus nunc dant pulchra metalla decus". „Cet usage de couvrir", sagt Lenoir (l c. 151), „les temples avec du metal fut assez fréquent chez les premiers chretiens, ils y joignirent même la dorure non seulement en Italie et en France ainsi qu'on le verra plus loin, mais encore à Constantinople."

Die antiken Säulenordnungen werden von der christlichen Architektur in der Weise adoptiert, dass man sie, was am öftersten geschah, ohne weiteres antiken Gebäuden entnahm und für christliche Kirchen verwendete. Wo keine antiken Schafte vorhanden waren, fertigte man neue und gab ihnen die Gestalt und Proportion der antiken Säulen. Nur versäumte der damals schon sehr gesunkene Schönheitssinn die Verjüngung des Schaftes

nach der graziösen klassischen Entasis zu gestalten. Man verjüngte ihn vielmehr nur in gerader Linie und gab auch dem Plättchen und dem Astragal oben nicht mehr das feine antike Profil.

Unter den Capitälen der fünf antiken Säulenordnungen bildete die altchristliche Architektur, wenn sie neue zu schaffen genötigt war, nur das korinthische, jonische und römische mit Vorliebe nach. Doch kamen auch bald, besonders in Ravenna und Byzanz, neue Combinationen hinzu, so das Würfel- und Trichtercapitäl; auch Capitäle mit Menschenköpfen und Tiergestalten, die schon in der Antike beliebt waren, kommen sowohl im Oriente wie im Occidente vor. Hiebei muss das mehr olivenartige römische Akanthusblatt, das schon in der spätrömischen Zeit weniger beliebt war, auch in der altchristlichen Epoche dem mehr distelartigen griechischen Akanthusblatte den Vorrang überlassen.

Wenn monolithe Säulenschäfte nicht in der erforderlichen Länge zu haben waren, so erhöhte man die an der Basis befindliche Plinthe nach dem Vorbilde des antiken Piedestals, oder man legte, um zugleich einen besseren Uebergang zum Auflagern des Bogens zu bekommen, auf das Kapitäl einen würfelartigen Aufsatz, den sogenannten Kämpfer. Dieser in den ravennatischen Bauten fast durchgehends vorkommende Kapitalkämpfer wurde von vielen Kunsthistorikern als charakteristisches Merkmal des byzantinischen Styles bezeichnet, bis Hübsch nachwies, dass derselbe auch in Rom, und daselbst früher als in Ravenna, vorkomme und somit kein Charakteristikum des ravennatisch-byzantinischen Styles sein könne.

Diese Streitfrage, die noch bis in unsere Tage hineinragt, glaube ich mit dem Nachweise für immer beseitigen zu können, dass der Kämpferaufsatz als Auflager für den Bogen bereits in der unzweideutigsten Weise und in der ausgeprägtesten Form bei einem antiken Gebäude Syriens, dem Prätorium zu Mousmieh vom Jahre 168 n. Chr. auftritt, mithin als eine Schöpfung der Antike zu betrachten ist. (Vogué, Syrie Pl. 7).

Gekuppelte Säulen, wie sie von der christlichen Architektur bisweilen in Dienst genommen wurden, waren ebenfalls schon in der Antike vorgebildet. Wenn Hübsch auf Seite XXXVIII das

Gegenteil behauptet, so setzt er sich hier abermals mit seiner eigenen Abbildung der Kirche S. Maria maggiore zu Nocera (Pl. XVII 4; XVIII 6) und seinem Texte pag. 41 in Widerspruch, wo er nicht nur zwei gekuppelte Säulen abbildet, sondern auch von diesen Zwillingssäulen ausdrücklich bemerkt, dass sie von feiner klassischer Bildung seien, und irgend einem antiken Monumente entnommen wären. Ausserdem kann ich noch als weiteren Beweis für das Vorkommen gekuppelter Säulen in der Antike die gekuppelten Halbsäulen in den Ecken der Basilika zu Pompeji anführen (Overbek l. c. I, 132).

Auch in einem anderen Punkte bedaure ich Herrn Dr. Hübsch widersprechen zu müssen. Er behauptet: „Wandsäulen kommen an den altchristlichen Monumenten niemals als blosse Paradestücke wie früher an den heidnisch-römischen und später an den mittelalterlichen Monumenten vor, sondern sie leisten immer einen wirklichen statischen Dienst" (Hübsch XXXVIII). Allein die Entdeckungen Voguës in Syrien zeigen in einer Reihe von christlichen Kirchen, dass diese Blendarchitektur von Wandsäulen ganz wie in der Antike, so auch in der altchristlichen Architektur vorhanden war, ja für die mit Rundbogenfries verbundenen Blendsäulen des romanischen Styles zweifelsohne das Vorbild abgegeben haben muss. (Vogué, Syrie Pl. 115, 125, 126, 143, 149).

Wenn in christlichen Bauten zwei Säulenordnungen übereinander zu stehen kommen, so haben die oberen stets eine geringere Höhe und einen kleineren Durchmesser, als die unteren Säulen. Diese Proportionalität war auch schon in den antiken Bauten und Basiliken vorgeschrieben und ging auf die christlichen Bauten über.

Ausser den Säulen wurden auch in der christlichen Architektur nach antikem Vorgange Pfeiler und Halbpfeiler als Stützen benützt und nicht selten mit einem Kapitäle geschmückt.

Die Säulen der christlichen Kirchen wurden anfänglich mit geradem, den antiken Gebäuden entnommenem oder doch nachgeahmtem Gebälke, bald aber auch mit Bogen (Archivolten) überspannt. Dabei entwickelte die christliche Architektur in der Weite der Säulenstellung durchaus keine grössere Kühnheit, als die Antike, wie Hübsch behauptet und auch nachzuweisen versucht. (Hübsch, XXVI. und XXVII.)

Allein seine Beweisführung ist schon von vornherein insoferne völlig verkehrt, als er ganz unvergleichbare Dinge mit einander vergleicht. Indem er nämlich den Säulenzwischenweiten von den Portiken der Octavia, des Pantheons und der Basilika Ulpia mit 2—3 Säulendurchmessern die Interkulumnien von St. Agata und St. Pudenziana gegenüberstellt, vergleicht er thatsächlich antike, mit geradem Gebälk bedeckte Säulen mit christlichen Säulen, die durch Archivolten überspannt sind. Ein solcher Vergleich ist aber durchaus unzulässig, weil er stets zu falschen Resultaten führen muss. Interkolumnien, mit Bogen überspannt, werden stets grösser sein können, als Interkolumnien mit geradem Gebälk, die wegen der Zerbrechlichkeit der Steinbalken nicht weit angelegt werden dürfen. Es ist deshalb geradezu unerklärlich, wie ein praktischer Architekt von der grossen Bedeutung wie Hübsch solch verkehrte Parallele ziehen konnte. Er musste vielmehr, um zu einem richtigen Resultate zu kommen, die christlichen mit Architraven überspannten Interkolumnien mit antiken Säulenstellungen vergleichen, die gleichfalls gerades Gebälk haben, ebenso durfte die Spannweite christlicher Archivolten nur mit derjenigen antiker Archivolten in Vergleich gesetzt werden. Vergleicht man auf diese Weise einerseits mit der Interkolumnie obiger antiker Gebäude den Säulenabstand von dem Hauptschiffe der alten Peterskirche, oder andererseits die Archivoltspannweite des Nebenthores im diokletianischen Palaste zu Spalatro mit den Archivolten christlicher Bauten, so wird sich unzweifelhaft herausstellen, dass die Antike bei ihrer Säulenanlage mindestens ebenso kühn verfuhr, als die christliche Architektur. Die antiken Interkolumnien der Octavia, des Pantheons und der Basilika Ulpia betragen nach Hübsch 2—3 Säulendurchmesser, die christlichen Interkolumnien der mit Architrav verbundenen inneren Säulenstellung von der St. Petersbasilika betragen dagegen nur 2 Säulendurchmesser. Haben S. Agata und S. Pudenziana eine Archivoltinterkolumnie von 6 Säulendurchmessern und die äussere mit Archivolten überspannte Säulenreihe von St. Peter nur 3 Durchmesser aufzuweisen, so zeigt die Archivoltinterkolumnie vom Nebenthore des Palastes zu Spalatro sogar 7 Säulendurchmesser. Füge ich endlich noch bei, dass in Syrien das wegen der Kämpferaufsätze bereits erwähnte Prätorium zu Mousmieh eine Kühnheit

in der Construktion zeigt, wie sie die altchristliche Baukunst nirgends aufzuweisen hat, so dürfte die Behauptung des Dr. Hübsch, als zeigten die christlichen Gebäude den heidnischen gegenüber eine Steigerung in der Breite der Interkolumnien, die bei dem Construkteur Erstaunen erregen müsse, nicht nur unrichtig, sondern eher das Gegenteil davon der Fall sein. Während er behauptet, die Säulen antiker Bauten hätten nur geringen Abstand, trotzdem sie nur wenig zu tragen hätten, zeigt das erwähnte Prätorium (Vogué Syrie 7) vier im Quadrate aufgestellte, freistehende Säulen, die unter sich einen Abstand von 13 Säulendurchmessern haben und durch Archivolten verbunden sind. Auf diesen Archivolten steigt nicht nur eine schwere massive Mauer empor, es lagert sich vielmehr noch eine aus massiven Quadersteinen aufgeführte Kuppel darüber — eine Kühnheit der Construktion, die geradezu einzig in ihrer Art und geeignet ist, die Behauptung des Dr. Hübsch ins gerade Gegenteil umzukehren.

Hiemit fällt auch eine andere Meinung des Dr. Hübsch, als sei die Ueberspannung der Säulen mit Archivolten in der Antike nur in einem einzigen Beispiele und zwar in dem Palaste des Diokletian zu Spalatro vorgekommen, und selbst dieses Beispiel sei einer Rückwirkung der christlichen Kirchenbauten auf die heidnischen Architekten zuzuschreiben. (Hübsch XXVII.) Als ob die römischen Architekten, die Repräsentanten einer so grossartigen Bautechnik, erst bei den Christen, die in allem nur die Schüler und Nachahmer der römischen Architekten waren, die sich namentlich zu Diokletian's Zeit kaum in grossen Kirchenbauten, geschweige denn in ganz neuen kühnen Construktionen versuchten, hätten in die Schule gehen müssen, um Säulen mit Bogen überspannen zu können!

Die unmittelbare Verbindung der Säule mit der Bogenwölbung fand vielmehr schon lange vor Diokletian, schon in den Thermen des Caracalla, in dem obengenannten syrischen Gebäude, vom Jahre 168—169 n. Chr., an einem antiken Stadtthore zu Athen statt, und wurde später auch noch in den Thermen des Diokletian und in der antiken constantinischen Basilika zur Anwendung gebracht, während sie bei den christlichen Bauten Roms erst später und in anfänglich sehr schüchterner Weise auftritt. Ich erinnere nur an die ersten Archivolten in der Petersbasilika,

die nur eine Spannweite von drei Durchmessern besitzen. Auch die weitere Behauptung des Dr. Hübsch, dass die christlichen Bauten den antiken gegenüber eine Steigerung in den Dimensionen der Weite und Höhe zeigten, ist unrichtig (Hübsch XXV). Seine Vergleichung der Kuppelbauten beider Epochen, des antiken Pantheons und der Sophienkirche ist insoferne wieder nicht richtig, als er die Weite der Kuppel des Pantheons mit dem Durchmesser der ganzen Sophienkirche vergleicht. Entweder musste er auch die ganze Anlage des Pantheons mit Einschluss des Portikus der ganzen Sophienkirche gegenüberstellen, oder nur ihre Kuppelräume mit einander vergleichen. Und da zeigt sich denn, dass auch hier der antike Kuppelbau mit dem christlichen an Höhe und Weite rivalisieren kann, denn in der Höhe des kuppelbedeckten Raumes sind sich beide Bauten nahezu ganz gleich, in der Breite dagegen übertrifft das Pantheon den kuppelbedeckten Raum der Sophienkirche beinahe um das Doppelte.

Aus allem dem geht hervor, dass die Behauptung des Dr. Hübsch, als ob die Technik und Construktion der altchristlichen Kunst gleich vom Ursprung an der heidnisch-römischen gegenüber weit überlegen sei, völlig unhaltbar ist, ja dass eher das gerade Gegenteil wahr ist. Anders gestaltet sich die christliche Technik in der späteren, besonders in der byzantinischen Zeit, wo die christlichen Architekten durch Uebertragung des römischen Wölbungsprinzipes auf grosse Dimensionen eine gesteigerte Kühnheit entfalten.

Die Archivolten erhielten gewöhnlich, sowohl in den orientalischen, als in occidentalischen Kirchen das Profil und die Zergliederung des korinthischen Architravs, auch die Laibung der Bögen schloss sich im Profile und den dekorativen Füllungsgliedern häufig antiken Vorbildern an.

An den Gesimsen des Innern gestalten sich die einzelnen Glieder, wie die verschiedenen Hohlkehlen, der stehende und liegende Karnies, der halbe und der Viertelsrundstab, sowie die laufenden Ornamente der einzelnen Gesimsglieder: der Zahnschnitt, der Perlenstab, die sogenannten Schlangeneier, die neben einander gereihten Blätter und Palmetten, die sogenannten Pfeifen, Consolen u. s. w. noch ganz in spätrömischer Weise, und zwar ist dies an den altchristlichen Monumenten Italiens und

des byzantinischen Reiches der Fall. Nur lässt die lineare Genauigkeit sowie glatte Zusammenfügung und Feinheit der einzelnen Teile im Vergleich zur römischen Eleganz viel zu wünschen übrig.

Die Decken erhielten, wie mehrfach aus den Angaben alter Schriftsteller hervorgeht, nach antiker Weise reiche Vertäfelung und Cassaturen, die in ihrer harmonischen Färbung und reichen Vergoldung einen prachtvollen Anblick gewährten.

Eine direkte Nachahmung der Antike macht sich auch in der Anwendung figurierter, polierter Platten aus verschiedenartigem Marmor und anderen glänzenden und seltenen Steinarten (opus tessellatum) geltend, womit in den altchristlichen Kirchen die unteren Wandflächen vertäfelt und die Fussböden belegt zu werden pflegten. Die genaue lineare Zusammenfügung, die Zeichnung der Dessins ist als unmittelbare Fortsetzung der Antike zu betrachten. Auch eine andere Art der antiken Bodenbelegung mit ganz kleinen, mosaikartig zusammengesetzten Prismen aus verschiedenen farbigen Steinen blieb in Uebung, wie die oben angeführte Kirche zu Parenzo zeigt.

Wie der untere Teil der Wandflächen mit Marmorplatten vertäfelt war, so wurden die darüber befindlichen Flächen der Wände, insbesondere die Wände und die Wölbung der Apsis, ja häufig auch die äussere Hauptfaçade in höchst monumentaler Weise mit musiver Malerei (opus musivum) überzogen. Auch diese Technik leitet ihren Ursprung von der Antike ab, und wenn sie auch vorzugsweise von den Römern zur Ausstattung des Fussbodens verwendet wurde, so finden sich doch auch in Pompeji Beispiele, aus denen hervorgeht, dass sie auch schon bei den Römern für Wanddekorationen in Anspruch genommen wurde (Overbek l c. II 224). Ausserdem bestätigen uns verschiedene Angaben der Alten, dass allmählich das Mosaik vom Fussboden an die Wände und die Gewölbe emporgestiegen sei. (Plinii Hist. nat. XXXVI, 25; Statius Ic; Hist. Arg. Pescenn. 6. Symmachus VI, 49, VIII, 42). Und wenn der Verfasser des Kugler'schen Handbuches der Malerei III. Auflage pag. 59 sagt: „Wir gestehen, dass uns die Mittelglieder zwischen den kleinen Kabinetsstücken in Mosaik, wie sie Pompeji und das kaiserliche Rom geliefert, und den auf einmal beginnenden riesenhaften

Wandmosaiken der christlichen Zeit bis jetzt fehlen", so vermag ich solche Mittelglieder in den Mosaiken des in die christliche Kirche S. Andrea in Barbara verwandelten antiken Palastes (Ciampini Vet. mon. I, 21 – 25), sowie in den musivischen Wandbildern der römischen Katakomben (Marchi l. c. taf. XLVII) nachzuweisen. Die in Mosaik ausgeführten Ornamente der christlichen Kirchen, die als Friese, Bänder und Einfassungen grösserer figuralischer Darstellungen dienen, schliessen sich der antiken Wandmalerei in den Titusthermen und in Pompeji aufs innigste an. Hier wie dort begegnet uns der Mäander in seinen verschiedensten Gestaltungen, die Wellenform, verschlungene Ranken mit allerlei Blumen und die schirmartig ausgespannten Velen. Selbst die Zickzackornamente und die friesartig aneinander gereihten Rauten und Scheiben, die Hübsch als altchristliche Erfindungen bezeichnet, sind in den spätrömischen Monumenten schon plastisch vorgebildet gewesen. Aber nicht nur die Umrahmung, auch die figürlichen Darstellungen und Compositionen der altchristlichen Mosaikgemälde bleiben anfänglich bei der Ueberlieferung der antiken Kunst stehen.

Wir erkennen in der Art der Composition, in Haltung, Stellung, Bewegung und Zeichnung der Figuren, in der Behandlung der Gewänder den Styl wieder, welcher den Werken der Antike eigen ist. So treten uns die Gestalten der Apostel und Heiligen fast immer als antike Gewandfiguren entgegen, so erinnern die gemalten Säulenarkaden unter der Kuppel von S. Giovanni in fonte zu Ravenna an pompejanische Wandverzierungen, so gehören die Genien zwischen Weinranken auf weissem Grunde am Tonnengewölbe des Umgangs von St. Constanza zu Rom noch wesentlich der Ornamentik des Altertums an.

Wohin wir blicken, im Innern wie im Aeussern, an dem Fussboden, an den Decken und an den Wänden, überall tritt uns im altchristlichen Gebäude, sowohl in der Basilika als in der Rundkirche, in dem Baptisterium, wie im Grabmal, die antike Kunst als das Kleid entgegen, durch welches das junge Christentum seinem Gotteshause das Gepräge höchster Pracht und feierlicher Würde zu geben wusste.

Die altchristlichen Denkmäler Central-Syriens.

Während wir in Rom und den anderen Sitzen frühester christlicher Cultur oft nur aus dürftigen Ueberbleibseln und schwachen Gebäudeüberresten, aus unsicher datierten Monumenten, aus vielfach umgestalteten und veränderten Denkmälern uns ein Bild altchristlicher Architektur mosaikartig zusammenstellen mussten, bieten uns die ziemlich gut erhaltenen und oft ganz bestimmt datierbaren altchristlichen Monumente Centralsyriens eine sehr willkommene Ergänzung für unsere Betrachtung des Zusammenhangs der christlichen Kunst mit der antiken, so dass wir nicht umhin konnten, dieselben hier eingehender zu würdigen, soweit sie nicht schon früher zur Vergleichung herangezogen werden mussten. Vogué hat seine Entdeckungen bereits vor 10 Jahren in einem prachtvollen Kupferwerke veröffentlicht, zu dem aber erst vor kurzer Zeit der langersehnte Text erschien, und den ich wohl hier zum erstenmal in der deutschen kunsthistorischen Literatur für unsere Frage auszunützen in der Lage bin.

In einem Umkreise von 30 – 40 Quadratmeilen hat dieser gelehrte Franzose die Ueberreste von mehr als hundert Städten und Ortschaften entdeckt, die in ihren zahlreichen, wohlerhaltenen Gebäuden uns ein klares Bild der altchristlichen Architektur vor Augen führen.

Wir wandern hier über das wohlerhaltene Pflaster der Strassen an prächtigen Privathäusern und Villen vorüber, die mit ihren geräumigen Höfen und Gärten, ihren schattigen Säulengallerien und bedeckten Balkons, mit ihren Weinkellern, Küchen und Pferdeställen uns das Bild eines lebensfrohen, behaglichen, durch die Kunst verschönten Daseins gewähren.

Wir gelangen auf schöne, offene Plätze, mit Säulenhallen umrahmt, wir besuchen elegante Bäder, betreten grossartige Säulenbasiliken von Türmen flankiert und von glänzenden Grabdenkmälern umgeben, ganz wie in Pompeji, nur dass die solide Granitquadersteinkonstruktion den Gebäuden und Decken eine grössere Dauer sicherte, als die aus vergänglichem Backstein und Stuck aufgeführten Gebäude jener aus der Asche des Vesuv wieder emporgestiegenen Römerstadt. Und wie Pompeji durch den Aschenregen urplötzlich in das finstere Grab für mehr

als anderthalb Jahrtausende sank, so ist auch diese Stätte altchristlicher Cultur plötzlich durch das Hervorbrechen der muhamedanischen Horden im siebenten Jahrhundert mit Verödung heimgesucht und mit der Asche der Vergessenheit überschüttet worden. Niemand hat seitdem, weder um zu zerstören, noch um zu erhalten, Hand an diese Denkmäler gelegt, in eiliger Flucht verlassen und preisgegeben von ihren Bewohnern, sind sie verödet und haben, von wilden Weinreben und Immergrün umrankt und umsponnen, in ihrer soliden Steinkonstruktion dem nagenden Zahn der Zeit getrotzt. Und wenn die in jenen Gegenden so häufigen Erdbeben nicht manches Dach zertrümmert, manche Mauer aus den Fugen gebracht und manche Säule zerknickt hätten, wir würden kaum die Spur einer Zerstörung zu beklagen haben.

Diesem Zustande völliger Verlassenheit und Verödung verdankte Vogué die Erhaltung dieser so gut wie unbekannt gebliebenen Denkmäler, die, unberührt von späteren Umgestaltungen, das ungetrübte Bild eines auf dem Boden griechisch-römischer Kultur sich kräftig entfaltenden altchristlichen Lebens vor uns aufrollen.

Zwei Gruppen umschliessen diese reiche Denkmälerwelt, von denen die nördlichere einen grösseren Reichtum von mehr entwickelten und fortgeschrittenen Denkmälern enthält, während die südlichere die Landschaft von Hauran die originellsten und ältesten Anfänge altchristlicher Architektur in sich birgt.

Da die Natur der südlichen Landschaft das Bauholz versagte, dafür aber einen grossen Reichtum von Basalt- und Granitsteinen gewährte, so musste man zur Bedachung der Gebäude zum Steine greifen, ein Umstand, der nicht ohne durchgreifenden Einfluss auf die ganze Anlage der Gebäude bleiben konnte.

Insbesondere ist es die mit der römisch-griechischen Cultur auch hier eingewanderte Basilika, deren charakteristische Formen durch die flache Steinbalkendecke eine völlige Umprägung erfuhr. Sie besteht zwar auch hier aus einem viereckigen Raume, der durch mächtige Pfeiler in drei Schiffe mit Emporen geteilt wird, allein die runde Apsis wird weggelassen, woran vielleicht die Scheu vor der Wölbung die Ursache sein mag, und auch auf die Erhöhung des Mittelschiffes wird verzichtet, um nach der dortigen

Landessitte ein völlig horizontales, aus Steinplatten hergestelltes Dach über den drei Schiffen herstellen zu können. Eine solche Form zeigt die antike Basilika zu Chaqqa, (Vogué l. c. Pl. 15, 16), welche im 2. oder 3. Jahrhundert nach Christus gebaut sein mag.

Genau nach diesem Modelle wurde nun im 4. Jahrhundert eine christliche Basilika zu Tafka gebaut. (Vogué Pl. 17). Auch sie hat denselben Grundplan und denselben Aufriss, nur erhielt sie an der Ostseite eine Apsis in der Form eines gedrückten Halbkreises und an der linken Seite der Eingangsfaçade einen mächtigen Turm von drei Etagen angebaut. Dies ist wohl das früheste, in der Kunstgeschichte bekannt gewordene Beispiel der Verbindung einer christlichen Kirche mit einem Turme. Da man in so früher Zeit kaum an eine Benützung dieses Turmes als Glockenturm denken kann, so dürfte der Gedanke nahe liegen, dass er ursprünglich als Wartturm diente, wie denn die antiken Villen dieser Gegenden sehr häufig mit Warttürmen ausgestattet wurden.

An dieser Basilika vollzieht sich somit der Uebergang der antiken Basilika in die christliche Namensschwester im Grundplan und Aufriss in unwiderleglicher Weise.

Hier in Syrien, wo die Privatbasilika in dem orientalischen Privathause keine Aufnahme gefunden, musste wohl die forensische Basilika das Vorbild für die christliche Kirche abgeben.

Sogar zwei Türme an der Hauptfaçade der Basilika zeigt das Kloster zu Chaqqua aus dem 5. Jahrhundert. (Pl. 18 u. 22). Hier lehnt sich an die Langseite der dreischiffigen Basilika ein Säulen-Peristyl an, um den sich ganz wie im antiken Hause die übrigen Klosterräume gruppieren Es ist dies wohl das erste Beispiel des im Mittelalter so häufig mit Klöstern und Episkopalkirchen verbundenen sogenannten Kreuzganges, der ohne Zweifel aus dem antiken Atrium seinen Ausgang nahm.

Alle diese Bauten sind bei der ungemein schwierigen Behandlung des harten Materials fast ganz ohne alle dekorative Details in nüchterner Strenge und grösster Einfachheit durchgeführt.

Dass man in der Folge an diesem strengen, durch lokale Verhältnisse bedingten Style nicht festhielt, sondern sich dem an andern Orten prächtig entwickelten Basilikenschema anschloss, zeigen mehrere Kirchen vom 4.—6. Jahrhundert, von denen ich

nur die grosse dreischiffige Säulenbasilika zu Guennaouat (Pl. 19) mit einem Atrium aus dem 4. Jahrhundert, sowie eine fünfschiffige Säulenbasilika zu Soueideh (Pl. 19) aus dem 5. Jahrhundert nenne. Auffallend ist bei den syrischen Basiliken, dass sie alle bis auf die genau nach der antiken Basilika nachgeahmte Kirche zu Tafka die Emporen nicht beibehalten, wiewohl doch Syrien einen Bestandteil des östlichen Kaiserreiches bildete, wo die Galerien behufs Isolierung des weiblichen Geschlechtes bestehen blieben.

Andere Bauten, die schon früher zur Sprache kamen, übergehend, wenden wir uns nun der nördlichen Gruppe zu, wo sich durch die Anwendung von Holzbedachung eine glänzendere und freiere Architektur, als im Süden entwickeln konnte.

Besonders reich ist die Gegend an wohlerhaltenen Grabdenkmälern, die, sowohl der heidnischen als christlichen Aera angehörend, den innigsten Zusammenhang der christlichen Grabarchitektur mit der antiken in unleugbarer Weise dokumentieren.

Besonderer Beliebtheit erfreute sich in dieser Gegend die Anlage der Felsengräber. Ganz ähnlich den in Kleinasien, an der Nordküste von Afrika, in Jerusalem und im peträischen Arabien zahlreich vorkommenden, im antiken Style ausgeführten Felsengräbern, bestehen auch die Felsengräber Syriens, die heidnischen sowohl, wie die christlichen, aus einer säulengeschmückten und giebelbekrönten Grabkammer von kreuzförmigem Grundplane.

In den Armen dieses Kreuzes befinden sich ganz so, wie wir es in den antiken Gräbern und christlichen Katakomben Italiens gesehen, Grabnischen in der Form von Arkosolien. Nicht der geringste Stylunterschied unterscheidet die christlichen Grabdenkmäler von den antiken, nur die Grabinschrift oder ein aufgemeiseltes christliches Monogramm belehrt uns, ob ein Heide oder Christ hier seine letzte Ruhestätte gefunden. (Vogué Pl. 92, 95, 79 stellen antike, Pl. 88, 82, 81 stellen christliche Felsengräber dar).

Denselben unmittelbaren Zusammenhang bekunden die freistehenden Grabdenkmäler über der Erde, die sich aus antiker und christlicher Zeit in der verschiedensten Gestalt und Mannigfaltigkeit erhalten haben. Auch hier ist der Styl der antiken und

christlichen Aera so identisch, dass ebenfalls nur Inschriften und christliche Symbole sie von einander unterscheiden lassen.

Besonders interessant sind die christlichen Grabdenkmäler, die in kleinem Massstabe die Form der griechischen Tempel in allen Abstufungen, vom einfachen Antentempel bis zum vollständigen Peripteros, nachahmen. So zeigt ein Grabmal zu Roueiha (Pl. 68 und 91) aus dem 5. Jahrhundert im Grundplan und Aufriss genau das System eines griechisch-korinthischen Antentempels. Die Gestalt eines griechischen Prostylos mit 6 Säulen zeigt das christliche Grabmal zu Kherbet-Hâss (Pl. 54). Die Anlage eines korinthischen Peripteraltempels endlich zeigt das christliche Grabdenkmal zu El Barah (Pl. 51 und 53). Nur wurde hier die innere Cellenwand fortgelassen, so dass die ganz antik gebildeten Sarkophage frei unter dem Säulendache stehen.

Ein christliches Grabmonument von völlig abweichender Form ist die sogenannte grosse Pyramide zu El Barah aus dem 5. Jahrhundert (Pl. 75, 76). Auf einem quadratischen Unterbau, der durch drei Horizontalgesimse in drei sehr niedere Etagen geteilt und an den Ecken durch Pilaster gegliedert wird, setzt sich eine steile Pyramide auf, an deren Quadern zahlreiche consolenartige, nach unten zugespitzte Klötzchen stehen geblieben sind. Vogué kann sich den Zweck dieser nur unter unsäglicher Mühe durchführbaren Bossen nicht erklären und glaubt, dass sie vielleicht zur Aufstellung von Lampen beim Allerseelentage dienen mochten. Die Form des ganzen Denkmals ist so eigentümlicher, von der Antike scheinbar abweichender Art, dass ich schon darauf verzichtete, hiefür ein Vorbild in der Antike aufzufinden, als ich in dem Werke von Cassas (l. c. V I, 14) ein antikes Grabmal Syriens abgebildet fand, das in allen Teilen obigem Grabmale zum Muster diente.

Mit einer Art von Aengstlichkeit hat der christliche Künstler das antike Grabmal kopiert, indem er selbst auch die Bossen nachahmte, die am antiken Monumente grosse Consolen bildeten, auf denen Rundfiguren, 20 an der Zahl, aufgestellt waren. So viele Figuren konnte freilich die technisch gesunkene christliche Kunst nicht leicht herstellen, man begnügte sich deshalb nur mit der Nachahmung der Consolen, die man in sehr verkleinertem Massstabe und in gesteigerter Anzahl nachahmte.

Diese gespickte Pyramidenform, wie Lübke sie treffend bezeichnet, wiederholt sich nun auch noch in reicherer Form, indem das Untergeschoss entweder nur auf einer, oder auf allen Seiten von einer Säulenhalle umzogen und durch eine steile, mit den kleinen Consolen versehene Pyramide bekrönt wird.

Solcher Art sind die Grabmäler zu Hass aus dem 5. und zu Dana aus dem 6. Jahrhundert (Pl. 77); am reichsten ausgebildet aber das Grabmal des Diogenes zu Hass aus dem 4. Jahrhundert (Pl. 70).

Andere Grabmäler behalten für den kubusförmigen Aufbau die antike Pilastergliederung mit Giebel bei, verbinden jedoch damit eine Kuppelbedachung und erhalten somit eine architektonische Form, die sehr häufig von den Arabern nachgeahmt wurde.

Ein solches Grabmal befindet sich zu Hass aus dem 4. Jahrhundert (Pl. 72), ein anderes, als das Grabmal des Bizzos bezeichnet, zu Roueïha (Pl. 91). Beide zeigen im Innern eine kreuzförmige Anlage, in deren Seitenraum die Sarkophage Aufstellung fanden.

Die zahlreichen Basiliken dieses Landes zeigen in Grundform und Aufriss eine Annäherung an die Bauweise der übrigen Gegenden des Reiches, aber doch mit manchen interessanten Eigentümlichkeiten. So zeigen sie gewöhnlich die einfache dreischiffige Form ohne Querschiff und Emporen, durch Rundbogen verbundene Säulen und eine Apsis, die in der Regel, wie an den ältesten afrikanischen Basiliken, nach aussen rechtwinklig umschlossen wird. Dem Langbau legt sich fast immer eine Säulenhalle vor, die bisweilen nur auf die Breite des Mittelschiffes beschränkt und dann von zwei viereckigen Türmen flankiert wird. Wir sehen somit hier den Turmbau schon in der frühesten Zeit in eine völlig organische Verbindung mit dem Basilikenbau treten, wie dies im Abendlande erst dem romanischen Style der nordischen Völker gelang. Dass diese Turmanlage gleichfalls auf die Antike zurückzuführen ist, wurde bereits früher erwähnt.

Einfache Säulenbasiliken finden sich in doppelter Anzahl bei den ausgedehnten klösterlichen Anlagen zu Kherbet-Hass (Pl. 59) und zu El-Barah (Pl. 60). Die Basilika zu Behioh (Pl. 65) zeigt zahlreiche Seitenzugänge, die ganz nach Art der

romanischen Paradiese angelegt sind. Paradiesartige Seiteneingänge zeigt auch die prächtige Basilika zu Baquouza aus dem 6. Jahrhundert (Pl. 118). Hier springt die Apsis nach aussen in run · Form vor und hat eine reiche Gliederung von kleinen Wandsäulen, die, auf Consolen aufsitzend, das Dachgesims tragen. Dieselbe reiche Gliederung der Apsis zeigt die imposante Basilika zu Tourmanin aus dem 6. Jahrhundert (Pl. 130 bis 136). Besonders prächtig gestaltet sich auch ihre Façade, die zwischen zwei mächtigen Türmen eine zweigeschossige, nach innen und aussen durch Säulen geöffnete Vorhalle zeigt. Ueberaus reich und glänzend ist endlich das Basilikenschema dieses Landes an der höchst imposanten Pfeiler-Basilika zu Qualb-Louzeh aus dem 6. Jahrhundert zur Ausprägung gelangt. (Pl. 123—129).

Auch hier schmücken die Façade zwei turmartige Vorbauten, zwischen denen sich eine Vorhalle an das Mittelschiff anlegt. Die Oberwand des Mittelschiffes ist innen von zahlreichen Zwergsäulen belebt, die, auf Consolen aufsitzend, wiederum Consolen für das Auflager der Deckbalken tragen. Aller Reichtum der Dekoration konzentriert sich aber an dem grossen Bogen der Apsis, wo wir den Rundbogenfries in wahrhaft klassischer Weise mit Muscheln und anderen antiken Ziergliedern verbunden vorfinden.

An der äusseren Apsis endlich erheben sich Wandsäulen, die auf Consolen aufsitzen, in 2 Ordnungen übereinander und geben dem Chor so ganz die Gliederung und die Ansicht des romanischen Styles, so dass man eine Ableitung dieses mittelalterlichen Motives aus Syrien nicht ganz wird von der Hand weisen können.

Seinen Höhepunkt erreichte der altchristlich-syrische Baustyl in der ungemein grossartigen Klosterkirche des heil. Simon Stylites zu Kalat-Semán aus dem 5. Jahrhundert (Pl. 139—148). Den Mittelpunkt desselben bildet ein unbedecktes grosses Octogon, von dem in Kreuzesform vier dreischiffige Arme ausgehen. Drei derselben dienen als Zugänge, der vierte und längste Arm dagegen diente als eigentlicher Chor und schliesst mit drei Absiden. Die Seitenschiffe der Arme setzen sich auch als Umgang um das Octogon fort, wobei der äusserste Winkel kreisrunde Nischen bildet. Hier sehen wir am Chor die Blendsäulen sogar mit dem

Kleinbogenfries verbunden, so dass wir vor einem romanischen Chor zu stehen glauben.

Besonders reich gestalten sich die Façaden, deren reich ornamentierte Thüren und Thore stets zu Dreien angeordnet und noch ganz antik gehalten sind.

Ueberblicken wir diesen syrisch-altchristlichen Styl, so müssen wir gestehen, dass sich hier von antiker Grundlage aus eine altchristliche Baukunst mit einer so jugendfrischen Triebkraft und originellen Ausbildung entwickelt, wie dies nirgends sonst wo der Fall ist; ja man kann wohl sagen, der erste wahrhaft originelle christliche Styl, der romanische Baustyl, zu dem das Abendland erst im Mittelalter sich emporschwingen konnte, hat in Syrien bereits in altchristlicher Epoche seine Blüten getrieben, die freilich nur zu früh durch den verheerenden Samum des Islam verdorrt zu Erde fallen mussten.

Schluss.

Fassen wir am Schlusse unserer Abhandlung noch einmal die Gesammterscheinung der altchristlichen Architektur ins Auge, so müssen wir auf Grund unserer vorgetragenen Beweisführung konstatieren, dass all' die mannigfaltigen Gestaltungen der altchristlichen Baukunst von der gemeinsamen Grundlage der Antike ihren Ausgang nehmen.

Schon in den christlichen Katakomben, wo wir die ersten Atemzüge der jugendlichen Kunst belauschen konnten, trat die altchristliche Kunst in jeder Richtung als unmittelbare Fortsetzung der Antike uns entgegen. Das gleiche Verhältnis wiederholt sich in den Felsengräbern Syriens, die sich in gar nichts von den benachbarten antiken Gräbern unterscheiden Die verschiedenen freistehenden Grabdenkmäler, mochten sie nun wie in Rom die Form der römischen Gräberrotunde oder des Kreuzes, oder wie in Syrien die Gestalt des griechischen Tempels und eines pyramidalen Aufbaues annehmen, sie alle schliessen sich in Grundplan und Aufriss, in der Gesammtanlage, wie in den einzelnen Teilen, in der Construktion und formalen Ausbildung den antiken Vorbildern aufs innigste an.

Wir sahen ferner, wie die christlichen Baptisterien mit dem Namen auch die Form den Baptisterien der antiken Thermen entlehnten, wir konnten nachweisen, dass die christlichen Rundkirchen Grundplan, Aufriss und Bestimmung aus den antiken Rundtempeln ableiteten.

Von dem bevorzugtesten und beliebtesten Gebäude des christlichen Cultus, von der Basilika endlich, konnte der Ursprung des Namens und der Gestalt in der antiken Privatbasilika nachgewiesen werden.

Was dann endlich die Technik, die Construktion, die formale Gliederung und Ausstattung der christlichen Bauten anlangt, so herrscht in ihnen überall die Antike. Den ganzen herrlichen Formenschatz der Antike, der ehemals die marmorstrahlenden Tempel der olympischen Götter verzierte, nimmt nunmehr das

Christentum in seinen Dienst und schmückt damit den Tempel des einigen Gottes.

Wohl machte sich im Laufe der Zeit bei einzelnen Gebäuden eine teilweise Aenderung und Umbildung des von der Antike ererbten Grundplanes und Aufrisses geltend, wohl trat in einzelnen Gegenden allmählig eine teilweise Umprägung der antiken Dekoration ein, allein alle diese Neuerungen sind entweder durch Herübernahme und Combination antiker Motive entstanden, oder sie sind so gering im Vergleich zu dem immer noch beibehaltenen antiken Kern der Anlage, dass von einer völligen Styländerung kaum die Rede sein kann.

Erst gegen Ende des ersten Jahrtausends mit dem selbstständigen Auftreten germanisch-christlicher Kulturbestrebungen ringt auch in der christlichen Architektur ein neuer, ein ächt christlicher Geist zu Tage, der bald die erborgten antiken Formen als eine lästige Kette sprengt und sich für alle Teile eine eigene selbständige Formensprache schafft. Aber selbst auch in den himmelanstrebenden Domen des romanischen und gothischen Styles klingen noch immer die Grundlinien der von der Antike entlehnten Basilika nach.

Wir dürfen somit mit wohlbegründetem Recht die Kunst der altchristlichen Epoche als die unmittelbare Fortsetzung, als die eigentliche Schlussepoche der antiken Kunst bezeichnen.

Dies Resultat kann nicht überraschen, es ist vielmehr, wie wir dies schon oben nachgewiesen, mit zwingender Notwendigkeit in der ganzen genetischen Entwicklung der christlichen Kultur aus der antik-heidnischen begründet.

Als das Christentum, dessen Wiege in einem Lande ohne alle eigene, selbständige Kunst gestanden, im weiten Römerreich sich rasch verbreitete, fand es hier eine hoch entwickelte Cultur vor, in welche die ganze Bildung des Altertums, besonders aber ein grosser Teil des griechischen Wesens sich ergossen hatte. Die schönste und edelste Blüte dieser antiken Kultur aber war die Kunst.

Sie stand in vollem Einklang mit der gesammten äusseren Existenz und belebte die ganze römische Welt mit ihren herrlichen Schöpfungen.

Noch zur Zeit Constantins, als das Christentum seine eigent-

liche monumentale Baukunst begann, besass Rom noch immer einen grossen Reichtum herrlicher Bauten, die den Christen in eindringlichster Weise die Schönheit der Antike predigen konnten. Nicht weniger als 28 Bibliotheken, 11 Foren, 10 grosse Marktbasiliken, 11 riesenhafte Thermenbauten, 2 Amphitheater, 3 Theater, 2 Zirken, und mehr als anderthalbhundert Tempel enthielt noch damals das so oft durch Brand und Plünderung heimgesuchte Rom. (Preller, die Regionen der Stadt Rom).

Denken wir uns nun den Christen, den getauften Römer in dieser überströmend reichen architektonischen Umgebung lebend, so musste wohl sein Geist übermächtig ergriffen, sein Sinn bestrickt werden von all' der antiken Schönheit und Herrlichkeit. Und als es galt, seinem Gotte herrliche, glänzende Kirchen zu bauen, wo wird er anders seine Vorbilder, seinen Styl gesucht haben, als in der ihn umgebenden antiken Pracht und Herrlichkeit. Und wer will es ihm verargen, wenn er das Schönste, was er in diesem Reiche der höchsten Pracht vorgefunden, zur Verherrlichung seiner siegreichen Religion, zur würdigen Ausstattung seines Gotteshauses auswählte?

Hat ja das Christentum, nachdem es im romanischen und gothischen Style seine höchsten architektonischen Triumphe gefeiert, sogar noch im 15. Jahrhundert sich von den trümmerhaften Resten der antiken Baukunst bestricken lassen, ist ja die erste und vornehmste Kirche der katholischen Christenheit, der Dom Petri, im Style der wiedererwachten Antike erbaut, ist es ja seit jener Zeit bis heute noch die wiedergeborene Antike, die unsere Bauten mit ihrer klassischen Formenwelt bekleidet.

Die Antike hat eben in der Cultur der Menschheit, in Kunst und Wissenschaft einen Höhepunkt erklommen, von der aus sie eine strahlende Leuchte für alle Zeiten und alle Völker geworden ist; und so lange die Menschheit noch Sinn für das wahrhaft Schöne und Begeisterung für das wirklich Ideale in sich trägt, wird sie immer wieder zur Antike als zur reinsten und lautersten Quelle alles wahrhaft Schönen und Idealen zurückkehren.